

VERDORF

Illustrirte Damen-Zeitung

Inhalt: Lord Strafford. Eine Skizze von George Hill. — Ein stilles Nest. Novelle von Ivan Turgeniew. (Schluß.) — Die Blumen der heiligen Familie. — Eine Herzensgeschichte, von Felice Polso (mit Illustration von Gabriel Max). — Mit La Roche, von Ida von Düringsfeld. (Fortsetzung.) — Der Bräutigam aus Zufall. I. — Guten Morgen. Gedicht von H. Löwenstein, componirt von Heinrich Hoffmann. — Die Wode, von Veronica von G. — Charade. — Auflösungen des Räthfels und des Nebus Seite 266. — Correspondenz.

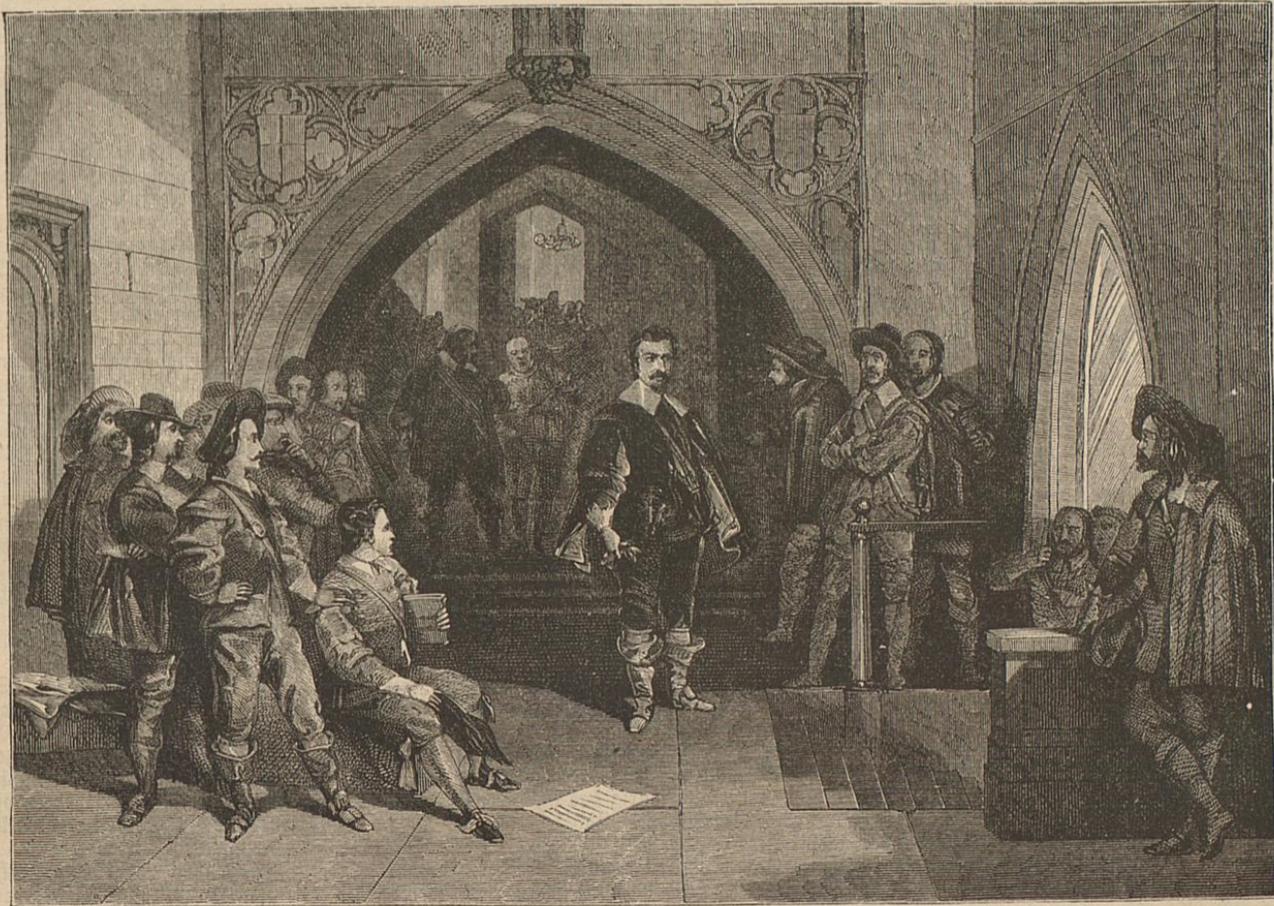
Lord Strafford.

Eine Skizze von George Hill.

Ein heller Apriltag lag über London. Die Boote, welche die Themse durchfurchten, waren dicht mit Menschen besetzt, die Geländer der Brücken drohten von der Gewalt andrängender Massen fast zu brechen. Längs dem Ufer hatten sich ebenfalls Tausende eingefunden, sie preßten sich aneinander, sie hoben sich gegenseitig empor und streckten die Köpfe neugierig über die Achseln der vor ihnen Stehenden. Nicht minder groß schienen die Neugier Derer zu sein, welche die Gebäude in Westminster am Ufer des Flusses bewohnten. Sie waren nicht nur an alle Fenster geeilt, sondern hatten sogar die Dächer abgedeckt, um aus dem Sparrwerk heraus weithin sehen zu können. Noch Andere hielten die rauchigen Schornsteine umklammert, einige kühne Burische saßen sogar rittlings auf den Dachtraufen. Alle die Leute richteten ihre Blicke nach der Gegend London's, in welcher der Tower liegt. Sie mußten etwas ganz Absonderliches erwarten. Tausende von Stimmen unterdrückten sich sehr lebhaft über das, was kommen sollte, während noch dreimal so viel Arme und Hände heftig gestikulirten und in die Ferne deuteten. Auf dem Plage fanden sich auch viele Verkäufer von Lebensmitteln, die Glasflaschen freilich lustig, und einige Burische verkauften Blätter, sie mit lauter Stimme anpreisend. „Neues Blatt des Curant von dem großen Schriftsteller Goring, enthaltend die letzten Beschlüsse des Unterhauses wider den Lord und Carl Thomas Wentworth Grafen von Strafford!“ Eine große Masse Neugieriger stürzte herbei. „Hierher ein Blatt!“ „Mir eine Nummer!“ so hörte man von allen Seiten; der Mann machte gewöhnliche Geschäfte. „Es ist ein nichtswürdiger Handel,“ jagte eine tiefe Stimme weithin hörbar. „Wie? was?“ riefen ein Duzend Stimmen dagegen. „Ihr nehmt den Volksfeind in Schutz?“ „Näselte ein bleicher, mit fadenheinigem Rode

die Angreifer ihres Opfers vergessen. Sie waren hierher gekommen, um ein merkwürdiges Schauspiel zu sehen, sie wollten Nichts davon verlieren und wendeten sich, dem Fremden noch mit den Fäusten drohend, dem Flusse zu. Hier wogten die Massen hin und her wie eine See nach dem Sturm, doch plötzlich trat Stille ein. „Da — da ist er!“ flüsterte es in den Reihen und Gruppen. Die Boote auf der Themse wichen zur Seite und legten an — deutlich vernahmen Die, welche nicht Alles übersehen konnten, Rudererschläge. Eine Barke kam langsam vom Tower her, um an der Westminsterhalle zu landen. Dieser Barke voraus fuhr ein kleiner Kahn. Er war mit sechs Bewaffneten bemannt — große starknochige Männer mit Fiedelhauben und Harnischen, Partisanen in den Händen und breite Degen an den Hüften. Die Barke selbst war mit dunklen Teppichen behängt, deren Ränder in das Wasser hinabgingen. Im Vordertheil des Schiffes saß Sir Ralph Merrick, Lieutenant des Tower, ihm gegenüber Sir William Balfour, Commandant des Tower — neben ihm ein schwarz

haber, den das lange Parlament in den Tower gesetzt hatte, weil er angeklagt war: dem König zum Mißbrauche seiner Gewalt wider die Nation gerathen und das Land an die Feinde verkauft zu haben. Lord Strafford hat schon oft vor Gericht, an der Barre des Parlaments gestanden — er hat sich siebenzehn Tage lang ganz allein gegen dreizehn Anklagen vertheidigt — man beugt sich vor seinem Geiste, seinem Muth, vor der ungeschwächten Kraft dieses Helden, den der Sturz aus schwindelnder Höhe in die Tiefe, den die Macht des Kerkers nicht zu brechen vermochte. Heut wird er zum letzten Male vor dem Parlamente erscheinen, heut wird die Bill of attainder, der Erlaß des Parlamentes, welcher Strafford des Verrathes überweist und ihn verurtheilt, verlesen werden. Strafford hat keine Hoffnung mehr, als der Herrscher selbst. Seine Gegner sind mächtig — mächtiger schon, als der Herrscher selbst. Kaum dringt das Gerücht von einer möglichen Begnadigung unter die Massen, so wiegelt die Partei der Feinde auch schon von neuem das Volk auf. „Tod — Tod dem Strafford!“ schreien sie vor dem Palaste von Whitehall — der feige Karl zittert — die Königin und ihre Höslinge sind dem strengen Lord gram — sie sehen seinen Sturz gern. Sie bemerken nicht jene düsteren, fanatisch blickenden Gesichter, die hinter den Massen stehen und mit lauernden Blicken das Wanken des Thrones beobachten. Die Einen halten sich allerdings heute noch im Halbdunkel, Andere aber stehen schon auf der Bühne. Hampden, Pym — die Hauptfeinde des Grafen, dann Holborne, Labour Harlerig, Bane und Hollis — sie schreien laut, sie fordern den Kopf des Landesverrathers, sie drohen mit dem Anruf des Volkes. Jene ersteren schweigen zwar noch, es wird jedoch bald die Zeit kommen, wo auch sie sich auf den Stuhl des Redners schwingen und in den Versammlungen gefährlicher Beter ihre aufreizenden Predigten halten — Oliver Cromwell — Henry Martin — Stippon — Lindlow. Sie haben den Freund Strafford's, den Bischof Laud, in den Tower geworfen, sie werden auch Strafford vernichten.



Lord Strafford.

gekleideter Mann. Wamms, Beinkleider und Mantel waren von kostbarem Sammet. Ueber das erstere legte sich ein prächtiger Spitzkragen. Die Beine umschlossen bis zum Knie seidene Strümpfe, und über diese waren seine Stiefel gezogen, die breiten Stulpen mit rothem Sammet gefüttert. Goldene Sporen führten an den Füßen. Auf dem Kopf trug der Mann einen schwarzen Filzhut mit langer, niedriger Feder, die feinen Handschuhe hielt er in der Hand, an deren Fingern kostbare Ringe blitzten. Sein Antlitz war schön zu nennen, aber es war eine kalte und dennoch trockige Schönheit. Ein Zug ungeheurer Verachtung spielte, während er mit nur halbgeöffneten Augen die Umgebung musterte, um die Lippen des Mannes, doch zuweilen zuckten diese heftig — dann blickten die großen, dunklen Augen auf und hefteten sich mit dem Ausdruck des Zornes auf die Mauern der Westminsterhalle, denen die Barke sich näherte. Dieser Mann war Thomas Wentworth Graf von Strafford, der Günstling König Karls des Ersten, der einst allmächtige Minister, der stolze, hoffärtige, geistig hoch begabte Mann, der gestürzte Mäch-

ans Land und halten ihre Partisanen wie zum Ausfall bereit, denn man fürchtet einen Angriff des Volkes auf den Verhafteten. Hinter den Wachen schreitet Strafford, zwischen Ralph Merrick und William Balfour. Der Lord ist gefaßt und ruhig, fast gleichgiltig — das Volk beobachtet das tiefste Schweigen, es ist eine Verurtheilung des Stolzes, der Hoffart, durch welche Strafford es beleidigte, ein stummes Einverständnis mit den Männern, die dort im Parlamente in Westminsterhall versammelt sind, um den Gefangenen zu richten — aber sein Heldensinn, seine Seelengröße imponiren doch den Massen, das Unglück hat ihm nicht die Hoheit genommen. Strafford ist ein achtungsgebietender Feind, und unwillkürlich entblößen sich alle Häupter, als er durch die Gasse von Menschen dem Westminster-Palace zuschreitet, ja, der Lord vernimmt nicht unbedeutlich die halb flüsternd ausgesprochenen Worte: „Gott segne Euch, Mylord.“ Er zieht den Hut und dankt nach rechts und links freundlich grüßend, wie er voll Uebermuth es nie gethan in den Tagen des Glückes und der Macht. Der kurze, nur geflüsterte Ruf hat ihn ermutigt, er tritt festen Schrittes

Soldaten steigen zuerst

in die Halle, wo seine Feinde, zugleich seine Richter, ihn schweigend empfingen. Strafford lehnt an der Barre, der Sprecher und die Stewards sind bereit. Wieder beginnt die Anklage — wieder ist es Pym, der von dem Sitze die Beschuldigungen herabdonnert. Er schweigt endlich erschöpft. Lord Strafford hat das Wort, er läßt seine Augen durch die Reihen der Parlamentsmitglieder schweifen — überall drohende Mienen, überall zornige Blicke und trotzig gekrenzte Arme, ein Ausdruck von Mitleid und Theilnahme ist nirgend zu gewahren. Er beginnt aufs neue seine Vertheidigung — glänzend, hinweisend und dennoch klar schildert er sein Wirken. Er beweist, daß er die Tyrannei gestürzt, statt sie zu handhaben. Er ruft unter heftiger Bewegung aus: „Ich begehre nicht, diesen gebrechlichen Leib zu retten, ihn zu vertheidigen. Ich bin mit Unbill beladen und ich mag die Fesseln nicht mehr tragen, aber ich spreche für meine Freilassung, weil ich England den Mafel eines Mordes eriparen will.“ Er hatte, als er diese Worte ausrief, schon zwei Stunden lang gesprochen, seine Stimme zitterte. „Ich habe noch Vieles zu sagen,“ rief er, „aber meine Stimme vermag mir den Dienst, meine Sehnen erschaffen. In Ihren Händen liegt mein Schicksal. Wie Ihre Entscheidung ausfalle — sie bringe mir Leben oder Tod, ich nehme sie willig an; Te Deum laudamus!“ Die Wirkung seiner Rede war gewaltig. Das Gewicht dieser Worte, dieser Darlegung bewegte die eifrigsten Gegner. Pym erhob sich — aber als er den Mund öffnen wollte, traf ihn ein Blick aus Strafford's Augen. Diese Augen blickten so gewaltig, daß Feuer die seinigen niederschlug. Er zitterte wie Espenlaub, die Hände versagten ihm den Dienst. Er wühlte in den vor ihm liegenden Papieren, man hörte das Rascheln derselben in der Stille, welche in der ganzen riesigen Halle herrschte. Das Blatt, welches Pym suchte, enthielt die Anklage gegen Strafford, die letzte Antwort Pym's — er hätte nicht vermocht, diesem Manne gegenüber frei zu sprechen. Doch die Pause war für Strafford verhängnißvoll, denn die niedergebückten Tiger sammelten Kraft zu neuem Sprunge. „Die zweite Lesung der Bill!“ ruft es von allen Seiten. Vergeblich sprechen Selden, Holborne der Advocat dagegen, die Schaar der Feinde ist zahlreich und kühn. Mit wilder Beredtsamkeit feuert Bane die Mitglieder des Parlamentes an, kein Aufschub ist zu erreichen, den Lord Digby beantragt. Die Bill wird zum zweiten Mal gelesen, die Stimmen werden gesammelt, sie ist angenommen: Strafford ist ein Mann des Todes. Er zuckt nicht mit den Wimpern, er macht keine Bewegung, er bleibt starr auf dem Plage und mustert die Wüthenden. Die Sitzung ist zu Ende. Wie eine Windsbraut eilt die Nachricht durch die Straßen, zu den Volkshäusern — nach Whitehall, wo der König sein Antlitz verhält. Er kann Strafford noch retten, er kann dem Todesbeschlusse seine Genehmigung verweigern. Strafford lehnt noch an der Barre. Die Plätze leeren sich, die Gegner suchen die Ausgänge zu gewinnen, von den Galerien schleichen die Zuschauer langsam fort, scharfe Blicke auf den Lord werfend. „Mylord, wir können zurückkehren in den Tower,“ sagt William Balfour dem Träumenden ins Ohr. Der Lord fährt auf. „Gehen wir,“ sagt er, „meine Zeit ist hin.“ Sie schreiten durch die Halle in den Vorjaal, da stehen noch so Manche, die ihn eben mit verurtheilten, sie lassen den, der bald auf dem Schaffot endigen wird, an sich vorüberstreifen, kein Wort wird gesprochen. Der Lord tritt unter den großen Bogen, dicht neben welchem die Treppe hinabführt — er wird sie zum letzten Mal betreten in diesem Leben. Die Hitze im Saale war erstickend, aus der Tiefe weht eine erfrischende Luft. Strafford holt Athem — er hemmt den Schritt — er ist so in Gedanken verunken, daß er nicht bemerkt, wie auch hier Feinde sind. In einer Gruppe beisammen stehen Harrington, Sidney, Bane, Henry Martin, auf einem der Sitze hat Peter Verby, der Schreiber, sich niedergelassen, einer der wüthendsten Feinde des Hofes, zu seinen Füßen liegt ein Exemplar der Bill, die Strafford vernichtet. Der Lord blickt seine Henker an — aber sie halten nun seinen Blick aus mit demselben Troste, den er zur Schau trägt. Hinter dem Geländer der Treppe stehen drei Männer. Das sind Thurloe, Fairfax und Oliver Cromwell. Zwei von ihnen werden England unwälzen, ein neues Regiment, eine neue Zeit herbeiführen, den Königssthron stützen — Oliver, der Jüngste, wird der Gewaltigste sein. Der Lord ist dicht bei Oliver angekommen. Er kennt ihn nicht, der furchtbare Protector England's ist heut noch ein kleiner Deputirter von Huntington. Aber Strafford hat sich trotz der Bewegung, die ihn schüttelt, das klare Auge, das scharfe Ohr bewahrt. Er hört, wie Oliver halb flüsternd, halb keuchend sagt: „Das ist ein Pfeiler des Tempels, der stürzt, der Göze Karl Stuart wird nachfolgen!“ Der Lord will sich wenden, doch da fällt sein Blick auf die unheimliche Gestalt Pym's, der, auf den Steinwürfel der Treppe gestützt, den Kopf vornüber gebeugt, sein Opfer an sich herantommen läßt. Nun stellt sich Strafford ihm gegenüber. Die beiden Todseinde messen sich mit glühenden Blicken. „Ich bin gefallen,“ sagt Strafford, „aber Ihr habt einen Arm von England's Körper gerissen! Dort jener Mann,“ fuhr er fort, auf Cromwell deutend, „hat Euer Trachten enthüllt. Als ich im Saale an der Barre stand, hatte ich ein Gesicht. Ich sah das Parlament verammelt, Gericht zu halten über Einen — und dieser Eine war König Karl Stuart. Scharft Eure Beile, Ihr Henker. Ich werde auf dem Schaffote so ruhig mein Wamms ausziehen, wie ich es that, wenn ich in mein Bett kroch.“ Dann ging er mit festen Schritten die Treppe hinab und stieg in die Barke. Das Volk verhielt sich nicht mehr schweigend. „Es lebe das Parlament!“ heulte es tausendstimmig durch die Luft. Strafford nickte langsam vor sich hin. „In wenig Tagen kann ich meine Richter vor Gott anklagen,“ sagte er mit ruhiger Stimme zu seiner Begleitung.

Am 10. Mai 1641 endete Lord Strafford auf dem Schaffot. Der König hatte nicht den Muth gehabt, ihn zu retten. Strafford ging heiter und gefaßt zum Tode. Als er den Tower verließ, streckte der gefangene Bischof Laud die Hände aus seinem Kerkerfenster und segnete den Grafen. Ein herrliches Bild Paul DeLaroches stellt diesen merkwürdigen und ergreifenden Moment in vollendeter Weise dar.

Am 20. Januar 1649 stand Karl Stuart, König von England, in Westminsterhall. Auch er ging als ein Verurtheilter aus der großen Halle, auch er fand seine Feinde auf derselben Stelle, wo Strafford sie gefunden hatte. Auch er endete, am 30. Januar, auf dem Schaffot vor Whitehall. Der Lord hatte die Prophezeiung Cromwell's richtig gedeutet — der Prophet selbst stand am Fenster, als des Königs Haupt fiel. Und der Henker, der Strafford's Leiche geschont hatte, zeigte des Königs Haupt der Menge mit den Worten:

„Dieses ist der Kopf eines Verräthers!“

Ein stilles Nest.

Novelle von Ivan Turgeniew.

(Schluß.)

VI.

Mehr, als drei Monate waren seitdem vergangen. Der Herbst war längst hereingebrochen: die Wälder standen ohne Laub, und die Kohlmeisen waren gekommen — ein sicheres Zeichen von der Nähe des Winters. Der Wind heulte und piff, allein es war noch nicht viel Regen gefallen, und die Straße daher auch noch nicht unfahrbar. Diese Umstände benutzend, fuhr Vladimir Sergeitsch zur Abwidelung einiger Geschäfte eines Tages in die Gouvernementsstadt. Ueber diesen Geschäften ging der Mittag hin, am Abend besuchte er den Club. Im großen, schlecht erleuchteten Saale begegnete Vladimir Sergeitsch einigen Bekannten, unter Anderen dem verabschiedeten Rittmeister Flitsch, einem allbekannten Wigbolde, Kartenpieler und Klätcher.

„Ach, à propos!“ rief dieser plötzlich, „vor einigen Tagen reiste hier eine Bekannte von Ihnen durch und ließ Sie grüßen.“

„Wer war es?“

„Die Steltschinsky.“

„Ich kenne keine Steltschinsky.“

Sie haben sie als Mädchen gekannt, sie ist eine geborene Beretiew, Nadeschda Alexejewna. Ihr Mann diente bei unserem Gouverneur. Sie müssen ihn auch gesehen haben, ein sehr lebendiger Mensch, mit einem kleinen Schnurrbart. Ein prächtiges Ding hat er aufgegabelt und noch dazu eine Reiche.“

„So?“ sagte Vladimir Sergeitsch. „Sie hat ihn also geheirathet. hm! Wohin reisten sie denn?“

„Nach Petersburg. Sie trug mir auf, Sie an eine Confect-Devise zu erinnern. Erlauben Sie mir die neugierige Frage, was war das für eine Devise?“

Und der alte Intrigant steckte seine spitze Nase vor.

„Ich erinnere mich wirklich nicht; irgend ein Scherz,“ erwiderte Vladimir Sergeitsch. „Wo ist denn jetzt ihr Bruder?“

„Peter? Dem geht es schlecht.“

„Wie so?“ fragte Vladimir Sergeitsch.

„Er hat sich dem Trunke ergeben! Ist ein verlorener Mensch.“

„Aber wo ist er jetzt?“

„Man weiß es nicht. Er ist fort, den Zigeunern nach, das ist das Wahrscheinliche. Im Gouvernement ist er nicht, dafür stehe ich.“

„Lebt der alte Zpatow immer noch am selben Orte?“

„Michail Nikolaitch? der Sonderling? Ja freilich.“

„Und ist in seinem Hause Alles beim Alten?“

„Freilich, freilich. Sie sollten 'mal seine Schwägerin heirathen. Sehen Sie, das ist gar keine Frau, sondern ein Monument. Gewiß. Ha, ha! Man sprach bei uns auch schon —“

„That man das?“ sagte mit den Augen blinzeln Vladimir Sergeitsch.

In diesem Augenblicke wurde Flitsch eine Partie vorgefchlagen, und das Gespräch war zu Ende.

Vladimir Sergeitsch beabsichtigte bald wieder nach Hause zurückzukehren, allein er erhielt von dem Bauernältesten aus Cassowo durch einen Eilboten die Nachricht, daß dort sechs Bauernhöfe abgebrannt seien, und entschloß sich selbst hinzufahren. Er hatte von der Gouvernementsstadt 60 Werst nach Cassowo. Vladimir Sergeitsch langte am Abend in dem kleinen, dem Beser bereits bekannten Fißel des Herrenhauses an, ließ gleich die Bauernältesten und den Gerichtshalter kommen und schalt sie gehörig aus; am Morgen besichtigte er die Brandstätte, traf die nöthigen Maßregeln und nach Tisch machte er sich nach einigen Zögern auf den Weg, Zpatow zu besuchen. Er würde das unterlassen haben, wenn er nicht von Flitsch Nadeschda Alexejewna's Abreise erfahren hätte; ihr wollte er nicht wieder begegnen, jedoch Maria Pawlowna wünschte er einmal wieder zu sehen.

Vladimir Sergeitsch fand Zpatow wie das erste Mal beim Damenpfeile mit der „Taschenzele“; der Alte freute sich sehr, doch schien der Ausdruck seines Gesichtes sorgenvoll zu sein, und seine Rede ergoß sich nicht so frei und heiter wie sonst.

Vladimir Sergeitsch und Ivan Flitsch wechselten schweigend einige Blicke; es war ihnen Beiden nicht recht wohl zu Muth; sie beruhigten sich indessen bald.

„Sind die Ihrigen Alle wohl?“ fragte Vladimir Sergeitsch sich legend.

„Gottlob ja, danke ergebenst,“ antwortete Zpatow, „Maria Pawlowna allein ist nicht — sie hält sich meist in ihrem Zimmer.“

„Ist es eine Erkältung?“

„Nein... so. Sie wird zum Thee erscheinen.“

„Und Jegor Kapitonitich? Wie geht es dem?“

„Ach, Jegor Kapitonitich ist ein geschlagener Mann. Seine Frau ist gestorben.“

„Nicht möglich!“

„In vierundzwanzig Stunden. An der Cholera. Sie würden ihn gar nicht wieder erkennen. Er sieht sich selbst nicht mehr ähnlich. Ohne Matriona Marowna, sagt er, ist mir das Leben eine Last. Ich werde sterben, sagt er, und Gottlob, denn ich wünsche nicht mehr zu leben. Ja, der Arme ist verloren.“

„Ach, mein Gott, wie traurig das ist!“ rief Vladimir Sergeitsch. „Der arme Jegor Kapitonitich!“

Alle schwiegen.

„Ich höre, Ihre Nachbarin hat geheirathet,“ begann Vladimir Sergeitsch, leicht erröthend, von neuem. „Nadeschda Alexejewna — nicht? — sie ist verheirathet.“

Zpatow warf einen Seitenblick auf Astachow: „Freilich, freilich; sie ist verheirathet und abgereist.“

„Nach Petersburg?“

„Ja, nach Petersburg.“

„Maria Pawlowna wird sie vermissen, denke ich? Sie schienen sehr befreundet mit einander zu sein.“

„Ja wohl vermisst sie sie. Das kann nicht anders sein. Aber, was die Freundschaft anbetrifft, so will ich Ihnen sagen, mit Mädchenfreundschaft ist's noch ärger, als mit Männerfreundschaft. Aus den Augen, aus dem Sinn.“

„Glauben Sie?“

„Ja, bei Gott! so ist es. Da ist z. B. gleich Nadeschda Alexejewna. Seit sie fort ist, hat sie kein einziges Mal geschrieben, und wie hat sie es versprochen und sogar geschworen! Jetzt ist es ihr nicht mehr darum zu thun.“

„Wie lange ist sie fort?“

„Es werden bereits sechs Wochen her sein. Am Tage nach der Hochzeit sprengten sie davon, auf ausländische Weise.“

„Und man sagt, daß auch ihr Bruder abwesend ist?“ fragte Vladimir Sergeitsch nach einer kleinen Weile.

„Ja, er ist auch fort. Sie sind ja aus der Hauptstadt. Wie sollten sie da lange auf dem Lande aushalten!“

„Weiß man, wohin er gereist ist?“

„Nein, man weiß es nicht,“ sagte Zpatow. „Nun, und Sie, Vladimir Sergeitsch? Was haben Sie Gutes gethan?“

Vladimir Sergeitsch fing an von sich zu erzählen. Zpatow horchte und horchte auf seine Rede und rief endlich:

„Aber, warum kommt denn Mascha nicht? Ivan Flitsch, Du solltest 'mal nach ihr gehen.“

Ivan Flitsch verließ das Zimmer und erklärte bei seiner Rückkunft, daß Maria Pawlowna gleich kommen würde.

„Was ist ihr? Hat sie Kopfschmerz?“ fragte Zpatow halbblau.

„Ja, sie hat Kopfschmerz,“ antwortete Ivan Flitsch.

Die Thür ging auf, und Maria Pawlowna trat herein. Vladimir Sergeitsch erhob sich, begrüßte sie, aber konnte keine Verwunderung kein Wort hervorbringen, so sehr hatte sich Maria Pawlowna verändert, seit er sie zuletzt gesehen! Jede Farbe war aus ihren abgemagerten Wangen gewichen; breite schwarze Ränder umgaben ihre Augen, ihre Lippen waren herbe zusammengepreßt, und das dunkle, unbewegliche Gesicht schien versteint zu sein.

Sie schlug die Augen auf, und sie waren ohne Glanz.

„Wie fühlst Du Dich?“ fragte Zpatow.

„Ich bin gesund,“ antwortete sie und setzte sich an den Tisch, auf welchem der Samowar schon kochte.

Vladimir Sergeitsch langweilte sich an diesem Abende sehr. Es waren aber auch Alle verstimmt. Jedes Gespräch nahm eine trübe Wendung.

„Hören Sie,“ sagte Zpatow unter Anderem, auf das Heulen des Windes horchend, „welche Töne er hervorbringt! Der Sommer ist längst vorüber, der Herbst geht zur Reize, und der Winter ist vor der Thüre. Da werden wir wieder von Schneewällen umgeben sein. Und wenn doch nur erst Schnee fiel! Wenn man jetzt in den Garten geht, muß man ja melancholisch werden... er sieht einer Ruine ähnlich. Die Bäume knarren mit ihren dürren Aesten. Ja, die sonnigen Tage sind vorüber!“

„Vorüber,“ wiederholte Ivan Flitsch.

Maria Pawlowna blickte schweigend zum Fenster hinaus.

„Will's Gott, so werden sie wiederkehren,“ bemerkte Zpatow. Niemand antwortete ihm.

„Erinnern Sie sich noch, was für schöne Lieder hier damals gesungen wurden?“ fragte Vladimir Sergeitsch.

„So Manches war schön!“ antwortete der Alte.

„Aber Sie könnten doch singen,“ fuhr Vladimir Sergeitsch zu Maria Pawlowna gewandt fort, „Sie haben eine so herrliche Stimme!“

Sie antwortete ihm nicht.

„Und wie geht es Ihrer Mutter?“ sagte Vladimir Sergeitsch, um nur Etwas zu sagen.

„Gottlob, sie schlägt sich so durch, trotz aller ihrer Leiden. Sie ist heute noch in ihrer kleinen Kalesche gefahren. Ich sage Ihnen, sie ist wie ein angebrochener Baum; er knarrt und knarrt und steht doch immer noch, während mancher junge, feste Baum daneben umstürzt. Ach, ja, ja!“

Maria Pawlowna ließ die Hände in den Schoß sinken und beugte den Kopf.

„Aber ihr Leben ist dennoch ein trauriges,“ fuhr Zpatow fort. „Das Alter ist keine Freude.“

„Auch die Jugend ist kein Glück,“ sprach Maria Pawlowna. Vladimir Sergeitsch wollte zur Nacht nach Hause; allein es wurde so dunkel, daß er sich entschloß, da zu bleiben. Man wies ihm das obere Zimmer oben an, in welchem er drei Monate früher eine so unruhige Nacht verlebt hatte durch das Schnarchen von Jegor Kapitonitich... .

Ob er jetzt wohl noch schnarchen mag? dachte Vladimir Sergeitsch und erinnerte sich seiner Unterhaltung mit dem Diener, erinnerte sich der Erscheinung Maria Pawlowna's... .

Vladimir Sergeitsch trat ans Fenster und lehnte seine Stirn an die kalte Scheibe. Sein eigenes Gesicht blickte ihm matt entgegen; seine Augen sahen gleichsam auf einen schwarzen Vorhang, und erst nach einer geraumen Zeit konnte er am sternlosen Himmel die Wipfel der Bäume unterscheiden, die sich in der Finsterniß bewegten. Sie wurden unaufhörlich vom Sturm hin- und hergeworfen... .

Plötzlich schien es Vladimir Sergeitsch, als sei etwas Weißes am Boden dahingeglitten... . er sah genauer hin, lächelte, zuckte die Achseln und rief halbblau: „Was doch die Einbildungskraft vermag!“ — und legte sich zur Ruhe.

Er schlief bald ein; aber auch diesmal war ihm keine ruhige Nacht beschieden. Er wurde durch ein Hin und Her im Kopfe geweckt... . er hob den Kopf vom Kissen... . verwirte Stimmen, Ausrufungen, eilige Schritte; Thüren wurden auf- und zugeschlagen; jetzt hörte er ein Wehklagen von Frauen, Geschrei im Garten, ein Schreien noch weiter entfernt... . die Ururhe in Hause wuchs und wurde mit jedem Augenblicke lärmender... .

Feuer! blitzte es Vladimir Sergeitsch durch den Sinn. Er sprang aus dem Bette und stürzte ans Fenster; aber es war kein feuriger Schein sichtbar; im Garten jedoch bewegten sich rottleuchtende Punkte, schnell längs der Wege und an den Bäumen hin — es waren Leute, die mit Laternen liefen. Vladimir Sergeitsch trat rasch zur Thüre, öffnete sie und stieß auf Ivan Flitsch. Bleich, verstört, halbbedeckt stürzte Der, ohne selbst zu wissen, wohin.

„Was gibt's? Was ist geschehen?“ fragte Vladimir Sergeitsch aufgeregt und faßte ihn fest an der Hand.

„Sie ist verschwunden, ertrunken, hat sich ins Wasser gestürzt!“ antwortete Ivan Flitsch mit athemloser Stimme.

„Wer hat sich ins Wasser gestürzt? Wer ist verschwunden?“

„Maria Pawlowna! Wer denn anders, als Maria Pawlowna! Zu Grunde gerichtet hat er die Theure! Helft! Um Gottes Willen, Bäterchen, schneller! Schneller, Ihr Lieber!“

Und Ivan Flitsch stürzte die Treppe hinunter.

Vladimir Sergeitsch zog seine Stiefel an, warf seinen Mantel über und lief ihm nach.

Im Hause war Niemand mehr zu sehen; sie waren Alle in den Garten gelaufen; nur die beiden kleinen Mädchen, die Tochter Zpatow's, begegneten ihm im Corridor beim Vorzimmer; bleich vor Schreck, standen sie in ihren weißen Röckchen, mit bloßen Füßchen und gefalteten Händen beim Nachtlisch, welches auf dem Boden gestellt war. Durch den Salon, an einem ungeworfenen Tische vorüber, lief Vladimir Sergeitsch auf die Terrasse. Wo der Damm lag, blinkten Lichter und Schatten durch das Gebüsch... .

„Einen Schifferhaken! schnell einen Schifferhaken!“ hörte man Zpatow's Stimme rufen.

„Ein Fischerneß, ein Neß, ein Boot!“ riefen andere Stimmen.

Vladimir Sergeitsch lief den Stimmen nach. Er fand Zpa-

am Ufer des Teiches; eine an einen Zweig gehängte Laterne leuchtete grell das greise Haupt des Mannes. Er rang die Hand und schwanke wie ein Berauschter; ein Weib lag schluchzend neben ihm im Grase; die Leute drängten sich geschäftig am Ufer. Jvan Jstisch war schon bis ans Knie ins Wasser gegangen und untersuchte mit einem Fasse den Boden; der Kutischer entsetzte sich, am ganzen Körper zitternd; zwei Männer schleppten ein Boot herbei; lautes Pferdestampfen durch die Straßen des Dorfes. Der Wind peitschte pfeifend daher, als müßte er das Licht in den Laternen zu löschen, und der Teich schäumte und sah schwarz und böse aus.

„Was höre ich,“ rief Vladimir Sergeitsch, zu Jpatow laut, „ist es denn möglich?“ „Gibt Schifferhaken her, Schifferhaken!“ stöhnte der Greis als Antwort entgegen.

„Vielleicht irren Sie sich, erbarmen Sie sich, Michail Niko-“

„Nein, es ist kein Irrthum,“ sagte mit thränenvoller Stimme der im Grase liegende Weib, die Jose Maria Pavlowna's. „Ich selbst habe selbst gehört, wie sie, mein Täubchen, sich ins Wasser warf, wie sie um sich schlug und rief: zu Hilfe! und dann einmal: zu Hilfe!“

„Warum hast Du sie denn nicht daran verhindert, erbarme“

„Wie sollte ich es hindern, Väterchen, mein Herr! Als ich vernünftige, war sie ja nicht mehr in ihrem Zimmer! Mein Herz hat es geahnt! Die letzten Tage hat sie sich so gegrämt, hat Wort gesprochen; ich ahnte es und lief gleich in den Garten, hätte mir's Jemand gesagt — und da höre ich plötzlich etwas Wasser fallen — zu Hilfe! höre ich schreien, zu Hilfe! — Oh, mein Täubchen, Du Licht meiner Augen!“

„Vielleicht hat es Dir aber nur so erschienen —“

„Geschienen? Aber wo wäre sie denn? Wo ist sie hin?“

„Das war also das Weib, das ich im dunkeln Garten sah,“

„Unter dessen waren Männer mit Schifferhaken herbeigelaufen;“

„viele Vögel herangeschleppt und sie auf dem Grase ausge-“

„Der Kutischer griff nach einem Schifferhaken, der“

„stiegen ab und durchsuchten den Boden des Teiches mit“

„er erschienen ihre Bewegungen und ihre Schatten im“

„auf dem erregten Wasser, bei dem flackernden und matten“

„Da habe ich einen Widerstand gefunden,“ rief plötzlich der“

„Allen griff es kalt ans Herz.“

„Der Kutischer zog den Haken an sich, bückte sich — etwas“

„Ein Stück Holz,“ sagte der Kutischer und zog den Haken“

„Kommt zurück, zurück!“ rief man ihnen vom Ufer zu.“

„Mit einem Schifferhaken geht's nicht, nehmt ein Netz!“

„Ja, ja, nehmt ein Netz,“ riefen Viele.“

„Stille!“ rief der Bauernälteste: „ich habe etwas am Haken“

„etwas Weiches, scheint mir,“ fügte er nach einer kleinen“

„Ein weißer Flecken zeigte sich neben dem Boote. „Das“

„Er irrte sich nicht . . . der Haken hatte Maria Pavlowna“

„am Armel ihres Kleides gefaßt. Der Kutischer ergriff sie sogleich“

„und zog sie aus dem Wasser — mit zwei starken Stößen war“

„stürzten Alle zu Maria Pavlowna hin, hoben sie auf,“

„man versuchte, sie durch Reiben zum Leben zurückzu-“

„bringen, aber alle Anstrengungen und Bemühungen blieben“

„los — Maria Pavlowna kam nicht wieder zu sich. — Das“

„haben hatte sie bereits verlassen.“

„Vladimir Sergeitsch verließ am anderen Morgen früh Jpa-“

„wofra; vor seiner Abreise ging er, um Abschied von der Todten“

„zu nehmen. Sie lag auf dem Tische im Salon, in weißem Kleide.“

„Ihre starken Haare waren noch nicht getrocknet; ihr bleiches Gesicht“

„hatte nicht Zeit gehabt hatte sich zu entstellen, drückte eine traurige“

„Frage aus. Die geöffneten Lippen schienen etwas sagen und“

„zu wollen. Die gekreuzten Hände schienen im Schmerz“

„die Brust gedrückt zu sein. Allein, mit welchen schmerzlichen“

„Bedanken auch die arme Ertrunkene gestorben sein mochte — der“

„Tod hatte ihr sein Siegel des ewigen Schweigens und Friedens“

„aufgedrückt.“

„Vladimir Sergeitsch stand in Nachdenken versunken vor der“

„Leiche Maria Pavlowna's; er bekreuzte sich drei Mal, ohne Jvan“

„Jstisch zu bemerken, der still in einem Winkel weinte.“

„Er nicht allein weinte an jenem Tage; die ganze Dienerschaft“

„am Hause vergoß bittere Thränen. Maria Pavlowna hatte ein“

„Andenken zurückgelassen.“

„Eine Woche später schrieb der alte Jpatow Folgendes als“

„Antwort auf einen Brief, der endlich von Nadeschda Alexejewna“

„angekommen war.“

„Vor einer Woche, gnädige Frau, Nadeschda Alexejewna,“

„hat meine unglückliche Schwägerin, Ihre Bekannte, freiwillig ihr“

„Leben geopfert, indem sie sich Nachts in unsern Teich stürzte,“

an demselben Tage in die „Hundsgrotte“ zu fahren, um zu sehen, wie die armen Thiere in den Schwefeldämpfen erstickten.

Sie fuhr nicht allein. Verschiedene Cavaliere begleiteten sie. Für den lebenswürdigsten unter ihnen galt ein gewisser Monsieur Popelin, ein verunglückter französischer Maler mit einem kleinen Bärtchen und einem carrierten Jaquet. Er sang die neuesten Romanzen mit einem fetten, kleinen Tenor, witzelte sehr ungebunden und pflegte, obgleich er gar nicht stark gebaut war, sehr viel zu essen.

VII.

Es war ein frostiger, sonniger Januartag; eine Menge Menschen spazierten auf der Newskij'schen Perspective. Die Uhr am Thurm der Duma zeigte Drei. Ueber die breiten, mit gelbem Sand bestreuten Fliesen schritt unter Anderen unser alter Bekannter Vladimir Sergeitsch. Er war, seit wir uns von ihm trennten, viel männlicher geworden, hatte sich einen Badenbart angelegt und am ganzen Körper zugenommen, ohne gealtert zu sein. Er ging lässig hinter der Menge her und sah sich zuweilen um; er erwartete seine Frau; sie hatte mit ihrer Mutter im Wagen heranzufahren wollen. Vladimir Sergeitsch war schon etwa seit fünf Jahren verheirathet und zwar ganz so, wie er es stets gewünscht hatte: seine Frau war reich und hatte die besten Verbindungen. Den vortrefflich gebürsteten Hut bei der Begegnung mit seinen zahlreichen Freunden höflich lüftend, schritt Vladimir Sergeitsch mit dem ungezwungenen Gange eines Menschen einher, welcher mit seinem Schicksal zufrieden ist, als plötzlich dicht vor der Passage ein Herr in einem Radmantel, eine Mütze auf dem Kopf, mit einem abgelebten Gesichte, gefärbtem Schnurrbarte und verschwommenen Augen, auf ihn stieß. Vladimir Sergeitsch trat würdevoll auf die Seite, aber der Herr in der Mütze sah ihn an und rief:

„Ah, Herr Astachow! Guten Tag!“

Vladimir Sergeitsch antwortete nicht und blieb verwundert stehen. Es war ihm unbegreiflich, wie es zugeht, daß ein Mensch, der sich entschließen konnte, in der Mütze auf der Newskij'schen Perspective zu spazieren, seinen Familiennamen kannte.

„Sie erkennen mich nicht?“ fuhr der Herr in der Mütze fort.

„Ich habe Sie vor etwa acht Jahren auf dem Lande, in dem“

„T. . . schen Gouvernement bei den Jpatow's gesehen. Ich heiße“

„Veretiew.“

„Ach, mein Gott! Verzeihen Sie!“ rief Vladimir Sergeitsch.

„Aber wie haben Sie sich seit der Zeit verändert!“

„Ja, ich bin alt geworden,“ erwiderte Peter Alexejewitsch

und fuhr sich mit der Hand, die keinen Handschuh trug, über das Gesicht. „Sie aber sind ganz unverändert.“

Veretiew war nicht so sehr gealtert, als weß und liebedlich geworden. Seine, kleine Runzeln bedeckten sein Gesicht, und seine Lippen und Wangen zuckten leicht, wenn er sprach. Man sah an Allem, daß der Mann stark gelebt hatte.

„Wo sind Sie denn die ganze Zeit über gewesen, daß man“

„Sie gar nicht gesehen hat?“ fragte ihn Vladimir Sergeitsch.

„Ich habe mich an verschiedenen Orten umhergetrieben.“

„Und Sie? waren Sie immer in Petersburg?“

„Meistens.“

„Sie sind verheirathet?“

„Ja, ich bin verheirathet.“

„Und Vladimir Sergeitsch nahm eine strenge Miene an, als“

„wollte er Veretiew sagen: „Lasse Dir nur nicht einfallen mich“

„zu bitten, ich möchte Dich meiner Frau vorstellen.““

Veretiew schien ihn zu verstehen. Ein gleichgiltiges Lächeln“

spielte um seine Lippen.

„Und wie geht es Ihrer Schwester?“ fragte Vladimir Ser-“

„geitsch, „wo ist sie?““

„Ich kann es Ihnen nicht mit Bestimmtheit sagen. Ich“

„glaube, sie ist in Moskau. Ich habe lange keine Briefe von ihr“

„erhalten.““

„Lebt ihr Mann?“

„Er lebt.“

„Aber der alte Herr Jpatow?“

„Das weiß ich nicht; wahrscheinlich lebt er; vielleicht aber“

„ist er auch schon gestorben.““

„Und jener Herr, wie heißt er doch — Bodrjafow, glaube“

„ich —?““

„Derjenige, den Sie zu Ihrem Secundanten wählten, wissen“

„Sie noch, damals — als Sie so sehr in Furcht gejagt waren?“

„Weiß der Teufel!“

Vladimir Sergeitsch schwieg mit würdevoller Miene. „Ich“

„habe mich immer mit vielem Vergnügen jener Abende erinnert,“

„fuhr er dann fort, „wo ich Gelegenheit hatte (er hätte beinahe“

„gelagt: die Ehre), Ihrer Schwester und Ihre Bekanntschaft zu“

„machen. Sie ist eine sehr liebenswürdige Dame. Sagen Sie“

„immer noch so angenehm?““

„Nein. Ich habe meine Stimme verloren. — Ja, das war“

„eine schöne Zeit!““

„Ich war später noch einmal in Jpatowka,“ fügte Vladimir“

„Sergeitsch, die Augenbrauen traurig emporziehend, hinzu,“

„— so heißt doch das Landgut? — und zwar an dem Tage“

der ersten Conditoreien der Newskij'schen Perspective vorüber kam, blieb er stehen, trat ein, trant am Buffet ein Glas Pome- ranzen-Schnaps und schritt durch das von Tabakrauch verdüsterte Billardzimmer in die hinteren Gemächer. Hier traf er einige Bekannte, frühere Kameraden: Petia Lazurin, Kostia Kowrowsky, den Fürsten Serdinow und noch zwei Herren, die man einfach Wassil und Philat nannte. Sie waren Alle nicht mehr jung; Alle unverheirathet; einige von ihnen hatten ihre Haare verloren, bei Anderen waren sie ergraut, ihre Gesichter waren mit Runzeln bedeckt — mit einem Worte, alle diese Herren hatten, wie man zu sagen pflegt, die besten Jahre hinter sich. Veretiew galt ihnen immer noch als ein ungewöhnlicher Mensch, der bestimmt war, die Welt in Erstaunen zu versetzen, und doch war er einzig des- halb klüger, als sie, weil er sich seiner vollkommenen, gründlichen Kluftlosigkeit vollständig bewußt war. Auch außerhalb seines Kreises gab es Leute, welche von ihm dachten, daß weiß der Himmel was Alles aus ihm geworden wäre, wenn er sich nicht selbst verlottert hätte. Diese Leute irrten. Aus Veretiew wäre nie Etwas geworden.

Peter Alexejewitsch wurde von seinen Freunden mit ge- wohnter Zuborkommenheit begrüßt. Im Anfange setzte er sie durch sein finstres Aussehen und seine galligen Reden in Ver- wunderung; bald aber beruhigte er sich, wurde wieder heiter, und Alles ging seinen gewohnten Gang.

Sobald Peter Alexejewitsch ihn verlassen hatte, runzelte Vladimir Sergeitsch die Stirne und richtete sich hoch auf.

Der unerwartete Ausfall Peter Alexejewitsch's hatte ihn be- troffen und sogar beleidigt. „Wir sind verdummt, trinken, färben den Schnurrbart — parlez pour vous, mon cher,“ sagte er endlich fast laut, schraubte einige Mal vor Unwillen und setzte seinen Spaziergang fort.

„Wer unterhielt sich soeben mit Ihnen?“ fragte eine laute, selbstzufriedene Stimme hinter seinem Rücken.

Vladimir Sergeitsch drehte sich um und gewahrte Einen seiner guten Bekannten, Pomponstky. Dieser war ein großer, wohlbeleibter Mann, der eine bedeutende Stellung einnahm und von seiner frühesten Jugend an ein einziges Mal an sich selbst gezwweifelt hatte.

„Jrgend ein Sonderling,“ sagte Vladimir Sergeitsch, Pom-“

„ponstky unter dem Arme fassend.“

„Erbarmen Sie sich, Vladimir Sergeitsch, ist es einem or-“

„dentlichen Menschen erlaubt, sich auf der Straße mit einem“

„Individuum zu unterhalten, was eine Mütze auf dem Kopfe hat?“

„Das schickt sich nicht! Das wundert mich! Wo haben Sie die“

„Bekanntschaft eines solchen Subjectes machen können?“

„Auf dem Lande.“

„Auf dem Lande? Nachbarn vom Lande grüßt man in der“

„Stadt nicht; es n'est pas comme il faut. Ein Gentleman muß“

„sich stets als Gentleman halten, wenn er will — daß —“

„Da ist meine Frau,“ unterbrach ihn Vladimir Sergeitsch“

„eilig. „Wollen wir zu ihr gehen.““

Und die beiden Gentlemen traten an einen niedrigen, ele-“

„ganten Wagen, aus dessen Fenster das bleiche, ermüdete, reizbar-“

„anmaßende Gesichtchen einer jungen, aber schon verblühten Frau“

„herauslief.“

Hinter ihr blickte verdrießlich eine andere Dame, ihre Mutter,“

„heraus. Vladimir Sergeitsch öffnete den Wagenschlag, bot seiner“

„Frau den Arm, Pomponstky ging mit der Schwiegermutter, und“

„beide Paare schritten die Newskij'sche Perspective entlang, hinter“

„sich einen kleinen, schwarzhaarigen Diener mit erbsenfarbenen“

„Stiefelsetten und einer großen Cocarde am Hute.“

[2020]

E n d e.

Die Blumen der heiligen Familie.

Bekanntlich hat in katholischen Ländern eine ganz eigene heilige Romantik an Wegen, Brücken und Straßen sich angefestigt. Uralte Heilige und Schutzpatrone, Heilande am Kreuz mit schmerzverzogenen Zügen begegnen dem Wanderer allerorten. Als himmlische Bilder ragen sie in das Weltgedränge hinein, um die Gemüther auf Schritt und Tritt über dasselbe zu er- heben. Das ist das edle Motiv jener seltsamen Romantik. Vor Allem aber blicken so gnadenreich zu der auf Wegen und Stegen wandelnden Menschenwelt die Muttergottesbilder hernieder. Sie ragen frei oder stehen in einer Nische, meist unter dem Schatten eines schützend darüber sich ausbreitenden Baumes. Jugendlich mütterliche Gestalten sind es, das heilige Kind ruht im Arme. Alles ist ausgeputzt mit grellen Farben und Glittern, und gol- dene Strahlen umleuchten die Häupter von Mutter und Kind.

Auch die Blumen fehlen nicht. Nicht nur, daß Nische und Postament oft mit eingemeißelten steinernen Blumen geschmückt sind, und Maria selbst den Lilienengel in der Hand trägt; die andächtige Liebe schmückt die Heilige an Marien Tagen auch mit lebendigen Blumen. Bald ist sie mit Guirlanden umkränzt, bald liegen ihr bunte Sträuße zu Füßen, bald sind in Scherben gezogene blühende Gewächse umhergestellt.

Aber es sind meist nur Blumen, wie sie der Zufall in die Hand gab. Die Blumen der heiligen Familie sind es gerade nicht. Letztere sind solche, von denen die heilige Ge- schichte aus den Tagen des Heilandes uns Kunde gibt, oder solche, welche die Legende in meist recht sinniger Weise in sich aufgenommen und durch irgend eine Beziehung zur heiligen Fa- milie, besonders zur Maria oder zur Leidensgeschichte des Herrn, geheiligt hat.

Sie stehen zum größten Theile als wildwachsende Kräuter auf Wiesen und Fluren, und es kann nicht Wunder nehmen, daß das dichtende Volksgemüth manche tiefe Geheimnisse ihnen zu- traut und von der Huld der hehren Himmelskönigin für sie gar Manches weiß. Blumen und Dichtung und Märchen, das ist ja als untrennbar wie ein einiger bunter Arabeskenwald innig mit einander verwoben.

Die heilige Familie ist nun freilich ungleich mit Blumen- legenden bedacht. Den Vater Joseph preist keine Blume, kein Baum; die Sykomore höchstens, unter deren Schatten er auf der Flucht nach Aegypten mit Maria und ihrem neugeborenen Kinde ruhet.

Auch von dem Heilande erzählen nur wenige Gewächse, und mehr die Bäume, als die Blumen, welche sich vorwiegend für weibliche Charaktere eignen. Das sammetbraune „Christusauge“ unserer Gärten hat wohl die Neuzeit ihm geweiht. Die Lilie er- innert an ihn nur, weil er sich selber ihrer gefreut hat, und obenein ist's nur eine holbe Täuschung, unsere prächtigen Garten- lilien mit ihren duftigen und schimmernden Silberblüthen für

die „Lilien des Feldes“ zu nehmen. Sie, die der Heiland als Krone bezeichnete, sind einfach eine von den heutigen Botanikern nicht mehr zu entzweigenden Feldblume Galiläa's. Wirklich in die Heilandsagen mannichfach verwoben ist aber die Palme, aus deren Holze das Kreuz, an dem er gemartert wurde und starb, gezimmert gewesen sein soll, und deren Zweige das Volk bei seinem letzten Einzuge in Jerusalem unter Zauchen auf seinen Weg freute. Wohl ist es eine sinnreiche Gemeinschaft: der königliche Menschensohn und die königliche Palme, der kein Baum gleichkommt an Adel des Wuchses, an Reichtum und Köstlichkeit der Früchte. Ist sie doch auch der Baum, der vom Paradiese her, wo die Schlange sich um ihn ringelte, den Menschen verblieben ist; und die Völker, die unter dem Schatten der Palmen wohnen, leben von ihren Früchten noch immer ein müheloses paradiesisches Dasein, haben nicht zu arbeiten im Schweiße ihres Angesichts.

Die Sage von der in jedem Windhauche säuselnden Espe hat in Rückert ihren Dichter gefunden. Besser, als alle Prosa geben sie seine Strophen:

Als den Herrn aus Kreuz geschlagen
 Nun des Feldes Bäume sah'n.
 Kam ein Bittern und ein Bogen
 Allen fernem, allen nah'n,
 Nur der Espe Krone
 Sieh die Blätter ohne
 Wehen in die Lüfte ragen.
 Gleich als ging sie das Nichts an.
 Damals ward der Fluch gesprochen.
 Und ihn hörte Berg und Kluff:
 Daß dir sei dein Stolz gebrochen.
 Bitter künftig jeder Lust!
 Alle Bäume zittern
 Nur in Ungewittern;
 Bittern soll das Herz dir pochen.
 Wenn im Wald ein Vogel ruft! u. s. w.

Und endlich noch dem Heilande geweiht durch den Mund uralter Sagen ist der Christusdorn, eine bekannte, in allen Parkanlagen gezogene Magnoliaart, aus dessen Zweigen die Sage die Dornenkrone geflochten sein ließ.

Ganz wie geschaffen für eine spielende christliche Phantasie waren aber vor Allem die Passifloren, bei deren seltsamen Blumenformen man in sinnigen Betrachtungen sich ergehen konnte — jene prächtige Blütenpflanze, die in den südamerikanischen Urwäldern lianartig von Baum zu Baum sich zieht und als Schlinggewächs hoch in den Wipfeln ihre großen bunten Blüten treibt, aber auch in unsern Gewächshäusern an der Decke sich hinhängend die Herrlichkeit tropischer Blumengewinde uns gegenwärtigt. Ihre dreizackigen Blätter sprechen das Geheimniß der Dreieinigkeit aus, und ihre scharlachenen oder weißen oder rosenfarbigen Blumen bieten in dem phantastischen Aufbau ihrer Innentheile in wahrhaft überraschender Weise das Bild des Kreuzes und aller Marterwerkzeuge.

Die Spanier, welche die köstliche Blume zuerst fanden, entdeckten alsbald alle Instrumente der Kreuzigung an ihr. Der tausendfädige rothgesprenkelte Nektarienkranz im Blumengrunde wurde gedeutet als die blutige Dornenkrone, die fünf Staubgefäße als die fünf Wunden des Erlösers, der Fruchtknoten als der Kelch der Leiden, die Griffel sollten das Kreuz darstellen, und die Griffelnarben die Nägel desselben. Die Passionsblume — hieß es bald im Munde des Volkes — habe sich an dem Kreuze auf Golgatha emporgelant, und wie die Leiden des Menschensohnes allenthalben auf die Natur und die Menschheit einen tiefen Eindruck machten, so prägten sie sich für immer auch auf ihren Blumen ein.

Aber in ganz besonderer und volkstümlicher Weise hat mit den schönen Florakindern die heilige Jungfrau Maria zu thun! Unsere heimathlichen Auen, Wälder und Triften sind voll blühender Erinnerungen an sie. Die betreffenden Blumen tragen meist auch noch die Spuren ihrer Huld. Manche derselben haben im Volksmunde selbst den lieblichen Namen der Maria, und eine Sage webt zumeist um sie her, wobei es nur fraglich ist, ob der dichtende Volksgedicht die Sage aus dem Namen ableitete oder den Namen aus der Sage. Eine Knöterich-Art, das Marienkraut, welches an Dorfstreifen und in Gräben überall wuchert, hat, wo es an feuchten Orten wächst, quer durch die Mitte jedes Blattes einen braunen, hufeisenförmigen Fleck. Die Sage weiß ihn zu deuten: Maria ging einst auf einem schnurigen Feldweg und trat deshalb auf den Wegrand; an den Pflänzchen nun, auf denen sie dahinschritt, haben die Blätter die Spuren ihrer Fußtritte bewahrt. Die Silberbecher der Ackerwinde finden wir oftmals röhrlig angehaucht oder auch in tiefstes Burgunderroth getaucht. Auch davon weiß die Sage zu erzählen: Ein Fuhrmann nämlich war mit seinen Pferden und schwerem Wagen im morastigen Wege stecken geblieben. Er hieb und trieb, aber die Pferde kamen nicht von der Stelle. Als er nun in vollster Verzweiflung war, trat eine herrliche Frauengestalt zu ihm; mit freundlichen Worten redete sie den Pferden zu. Diese zogen an, die Räder ächzten, und siehe, der tief eingesenkte Wagen wurde wieder flott. Da holte der dankbare Fuhrmann einen Labetrunk hervor, er füllte ein Glas mit rothem Wein und reichte es der treuen Helferin in der Noth. Aber das Glas war so voll, daß Tropfen überfloßen, und sie fielen auf die weiße Ackerwinde. Zur Erinnerung an das dankbare Herz des Mannes trägt jene Wegblume fort und fort die Spuren des rothen Weines, nur ein köstlicher Ausdruck für den schönen wahren Gedanken, daß da, wo eine edle Jungfräulichkeit waltet, Alles umher ihren Abglanz trage und eine höhere Weiße empfangt, ganz wie der profane Dichter da, wo die Füße seiner Geliebten gewandelt sind, Blumen hervorsprossen und Alles herrlicher grünen sieht.

Wieder andere Blumen sind Denkmäler der Liebe Maria's zu den Menschen. Sie hat die Blumen, die vordem in der Gewalt des Teufels waren und von demselben zu satanischen Zwecken benutzt wurden, erlöst und den Menschen zur Freude wiedergegeben. So die schöne blaue Scabiose, Teufelsabbiß genannt, weil der Vater der Bosheit aus Ingrimme die Wurzel durchbiß, ehe er der Maria die Pflanze überließ, so daß sie jetzt noch eine abgebißene aussehende Wurzel trägt.

Was Alles draußen in Wald und Flur die heilige Jungfrau sich ausserfordern zu Schmuck und Dienst und heiliger Freude, dessen ist so viel, daß wir allerorten in der Natur an sie erinnert werden. Sie hat es auf Erden zurückgelassen, und wir glücklichen Menschen können deshalb uns noch ebenjo darüber freuen wie sie einst, deren Augen mit herzynischem Wohlgefallen darauf ruhten. Die mittelalterlichen Ueberlieferungen wissen von „unserer Frauen Handschuh“, „unserer Frauen Schühlein“ bis auf das „unserer Frauen Bettstroh“, worunter man das goldblühige Garthau verstand.

Ihr selbst aber ist bei ihrer jungfräulichen Reinheit vor

Allem die Blume der Unschuld, die duftige weiße Lilie geweiht. So schildert sie auch Goethe in den Wanderjahren Wilhelm Meister's, der in St. Joseph die Wandgemälde der uralten Capelle findet und davon erzählt: „Die Gemälde stellten die Geschichte des heiligen Joseph dar. Hier begegnete er Marien, und eine Lilie sproßte zwischen Weiden aus dem Boden, indem einige Engel sie lauschend umschwebten“. In der uralten Legende von Pilatus wird die Maria auch selbst mit der Lilie verglichen: „Ihre Keuschheit gleicht der Lilie an Weiße“, und an dieselbe denkt ein bekanntes Marienlied des zwölften Jahrhunderts, wenn es darin heißt:

Du ungebrauchter Ader,
 Auf dir steht eine Blume.
 Die leuchtet also schön
 Und ist unter den andern
 Wie die Rose unter den Dornen.

Und wie die Lilie, so auch das seltenere, waldmeisterduftige, rispenährige „Heiligengras“, welches der deutsche Volksmund noch immer als „Mariengras“ bezeichnet. Es ist, nebenbei gesagt, die köstliche Gras ein Surrogat für den Waldmeister; es gibt einen ebenbürtigen Maitrank und ist daher aus der lauschigen Waldeinsamkeit, wo es auf lichten Stellen wächst, auch in manche Gärten verpflanzt.

So zieht sich die Erinnerung an Maria und ihr huldreiches Wesen noch immer durch Wald und Wiesen und Gärten hin. Ja, wenn einst sie selbst mit ihrem Wunderwesen nur noch als Lichtgestalt reiner Poesie verstanden, oder sogar auch die Sage von ihr verklungen sein sollte: der Name der heiligen Jungfrau wird, so lange unsere Sprache besteht, verwoben bleiben mit den Blumen, Gräsern und Kräutern, welche eine sinnige Vorzeit ihr gewidmet hat. Die Blumen selber aber werden niemals aufhören, den holden Zauber auf Augen und Gemüth auszuüben, um deswillen sie einst mit dem Urbilde edelster Jungfräulichkeit in Verbindung gesetzt wurden.

[2671]

P. A.

Eine Hexengehichte.

Gabriel Max, der Maler jener gekreuzigten Römer-Sclavin, die vor einigen Jahren so viel Aufsehen erregte, ist der Zeichner umstehender Gruppe, welche wohl manchem Beschauer ein Räthsel aufgibt, das er nicht zu lösen vermag. Auf einer schweren, aufsteigenden Rauchwolke erblicken wir ein reizendes Mädchen, geschöpft in der Bewegung jähler Flucht. Die kleinen Füße, von denen sich im raschen Lauf die Schuhe streiften, scheinen besüßelt: offenbar ist es Todesangst, welche sie so unaufhaltsam vorwärts treibt. Die leichte Gestalt wickelt sich fest in einen improvisirten Mantel, große dunkle Augen irren hilflos umher, der kindliche Mund scheint sich zu einem Angstschrei öffnen zu wollen, weithin flattert das üppige schwarze Haar. Nührender kann die Todesqual, die Bewegung des athemlosen Fliehens kaum dargestellt werden, als in jenem schönen jungen Wesen. Man kommt unwillkürlich in Versuchung, ihr zuzusüstern: „Sei ruhig; ich rette Dich!“

Welche wunderlichen Auslegungen wird diese Gestalt von den verschiedenen Beschauern erfahren! Der Maler würde lächeln, wenn er sie hören könnte. War es vielleicht das Motiv einer Beethoven-Sonate, das mit seinem wilden Jagen, mit seiner dämonischen Leidenschaftlichkeit in der Seele des schaffenden Künstlers jene Erscheinung hervorgerufen? Wie es auch sei, mir hat das seltsame Bild auf meine Frage an es eine andere Auskunft gegeben, mir hat es eine Geschichte erzählt — hier ist sie.

Man schrieb das Jahr 1590. Eine schwere, seltsame Rauchwolke hing über allen Landen, ein entsetzlicher Brandgeruch durchzog die Welt: es war um die Zeit der Hexenprocesse, der Feuer- und Wasserproben, jene Tage zogen herauf, wo keine Frau ungestraft schön und keine ungestraft häßlich, keine reich, keine arm, keine jung, keine alt, keine liebenswürdig, keine abstoßend, keine freudentend und keine strenggläubig sein durfte. Der Henker konnte an jede Thür klopfen und drohen, die Verdächtigen zu foltern, daß „die Sonne sie durchscheinen solle“.

Im Monat August dieses Jahres eben hatte der Pfarrer Duren zu Ulster an den Grafen Werner von Salm folgende Zeilen abgehandelt:

„Daß ich vorläufig nicht geschrieben, war deshalb, daß mir nichts Sonderliches vorgekommen, außer, daß man zu Bonn stark zu brennen anfange. Jezo sitzt eine Reiche, deren Mann Schöffe zu Bonn gewesen, Namens Kurzrock, dem die Herberge „zur Blume“ eigen ist. Ob er Ihre Gnaden bekannt sei, weiß ich nicht; dem sei ihm wohl, sie ist eine Hexe, und man vermeint täglich, daß sie justifizirt werden solle.“

Ja, es fing in der That an, gewaltig zu brennen in jener schönen Stadt am Rhein, und Angst und Schrecken beherrschte die Gemüther. Dazu kamen jene Nachrichten aus verschiedenen Orten der deutschen Lande, die man sich leise und zitternd zuflüsterte, von großen Hexenbränden, besonders aus dem Braunschweigischen, aus der Reichsstadt Nordlingen und aus den Bisthümern Bamberg und Würzburg, wo die Brandpfähle vor den Thoren einen ordentlichen Wald bilden sollten, wie die Sage lautete. Es waren ja nicht mehr Frauen allein, die man verbrannte, ein großer Schwarm von Angeklagten folgte ihnen allezeit, Männer und Kinder, die in irgend welcher Weise mit ihnen in Zusammenhang gebracht werden konnten, sei es daß sie mit ihnen verwandt oder befreundet gewesen, vielleicht auch nur von jenen Unglücklichen eine Gabe angenommen oder ihnen eine gerichtet hatten oder an ihnen freundlich grüßend vorübergegangen waren. Niemand durfte sicher sein, nicht vor ein Hexengericht geschleppt zu werden: Domherren, Canonici, Studenten und Edelknaben, Hoch und Niedrig, Reich wie Arm. Wie zu den Zeiten der Pest konnte Keiner, der sich am Abend niederlegte, wissen, ob er die nächsten Tage noch unter den Seinigen verleben dürfe, verlohnt von jener furchtbaren Macht, gegen die es keinen Schutz und keine Hilfe auf Erden gab. Das Gepeist des Berraths schlich von Haus zu Haus; Herren fürchteten ihre Diener und wurden wiederum von ihnen gefürchtet, Männer ihre Frauen und umgekehrt, Eltern ihre Kinder, Schwestern ihre Brüder; alle Bande der Liebe und des Vertrauens lockerten sich oder zerrißen plötzlich; überall schene Blicke und niedergeschlagene Augen, öde Straßen und verschlossene Thüren: ein finsterner Geist ging über die Erde.

Es ist in unsern Tagen fast unmöglich, sich die Empfindungen anzumalen, welche die Hexenprocesse in den armen Frauenseelen hervorriefen. Wie ein schauerliches Märchen voll Thränen und

Blut erscheinen uns die Beschreibungen dieser furchtbaren Verfolgungen, dieses grausamsten Wahnes. Welche Naturereignisse damals auch eintreten mochten, die einfachsten wie die außergewöhnlichsten, die Herzen hatten sie herbeigeführt! Zu große Hitze, zu große Kälte, Nässe wie Trockenheit, Heuschrecken, Raupen, Viehpeuchen, Krankheiten wie einzelne Todesfälle — Alles verjüngte „Hexerei“.

In dem kleinen Rottweil am Neckar wurden die Hexen in Massen verbrannt, in Freiburg im Breisgau binnen 30 Jahren mehr als 34 der Zauberei Beschuldigte hingerichtet. Im Herzogthum Lothringen verbrannte man in 15 Jahren 900 Hexen, und in dem protestantischen Genf in kaum drei Jahren — 500.

So hatte sich jene bleierne, schreckliche Wolke auch nach Bonn gewälzt, und auf die grünen Wellen des Rheins fiel der Widerschein weithinlodernder Flammen.

Nur zwei Wesen sahen sie nicht, jene Wolke, empfanden sie nicht, jene tödtliche Angst; die ganze Welt war verfunken für sie, der ganze Himmel blau und leuchtend; sie schwebten auf dem Bogen einer leidenschaftlichen Liebe. — Es war dies das schönste Mädchen von Bonn, Margarethe, die 17jährige Pflegetochter des ältesten Domherrn, und Alessandro Viola, dessen wunderbares Musiktalent in der ganzen Stadt und sogar weit im Lande bekannt war. Er war ein Verwandter und Schüler des berühmten Capellmeisters des Herzogs von Este zu Ferrara, Alphonso della Viola, und, um die Heimath seiner verstorbenen, aus Deutschland stammenden Mutter zu besuchen, in jene Gegend gekommen. Vornehme Empfehlungen führten ihn in das Haus des Domherrn.

Da sah er sie denn, jene vielumworbene, bezaubernde Mädchenblume, die in diesem stillen Hause, gehütet von treuer Zärtlichkeit, aufwuchs. Sie war eine Waife aus vornehmerm Geschlecht und als Vermächtniß von ihrer sterbenden Mutter dem geistlichen Herrn überwiesen worden. Man wollte wissen, daß die Todte eine Jugendliebe des Domherrn gewesen und von ihren Eltern gezwungen worden sei, einem ungeliebten Manne einem Edelmann, die Hand zu reichen, der auf einer tollen Jagd ums Leben kam, als sein Töchterchen kaum das zehnte Jahr erreicht hatte. Der Kummer über die Vermählung der Geliebten habe den Domherrn erst bestimmt, in den geistlichen Stand zu treten. Als Margarethe vierzehn Jahre alt geworden, kam sie in sein Haus, wo sie an seiner Schwester eine milde mütterliche Pflegerin fand. Mit dem jungen schönen Wesen drang Sonnenlicht in die Halle des ersten Gelehrten und in das Gemach seiner Schwester. Das Eis des Schmerzes um die geliebte Mutter thaut bald hinweg in jener warmen Atmosphäre der Liebe und des Friedens, in die sich die Waife verjagt sah, und sie erwiderte mit der ganzen Leidenschaftlichkeit ihrer Natur die Zärtlichkeit, die man ihr entgegenbrachte. Sie herrschte bald im Hause des Domherrn als souveräne Gebieterin, aber ihr Scepter war ein mit Blumen umwundenes, und selbst die alte Schließerin Brigitte, die aus den Karten bei der Ankunft des Mädchens nur Unheil ersehen, schien Margarethen liebzugewinnen.

Es war ein großer Steinpalast, den der Domherr bewohnte, mit einem Wappen über der Thür und über den hohen spitzen Fenstern mit kleinen Scheiben; aber wie Vogelgezwirf erklammte jetzt die Stimme des Mädchens durch die langen Gänge, um schon der rasche Tritt der kleinen Füße auf den Treppentritten erschien ihren Pflegern wie Musik. Hinter dem Hause lag ein düsterer Garten, von hohen Mauern umgeben, mit uralten Linden, Taguswänden, Grotten und Springbrunnen. Aber nur ein einziger Wassertrahl aus dem Munde eines pausbäckigen Tritonen stieg noch lustig plätschernd in die Höhe und wurde von einer Nixe in einer Schale aufgefangen, von deren Rändern er hinabfloß in ein großes Marmorbecken; alle anderen Brunnen waren längst vertrocknet und überwuchert von Epheu und Schlingkraut. Nicht weit von jenem einen aber lag ein Hügel mit einem halb zerfallenen Pavillon. Seit einer Reihe von Jahren war er verschlossen gewesen, und als man ihn auf Margarethens Bitte wieder öffnete, schlug den Eintretenden Moderdust entgegen. Aus dem Pavillon aber sah man den grünen Rhein und an stillen Abenden, wenn man einen Fensterflügel öffnete, konnte man die Wellen rauschen hören.

Zwei wunderbar geformte und geschnitzte Lehnstühle standen im Inneren; vor dem einen lag ein verblühtes Sammetkissen. Hatten darauf wohl einst reizende Füßchen in weißen Atlaschuhen geruht? Auch zierliche Tische sah man; an der Wand aber hing eine Laute mit zerrißenen Saiten.

Wie oft stand das junge Mädchen vor ihr und starrte sie an, mit den großen braunen Rehaugen; sie zu berühren hätte sie nimmer gewagt. Wie oft an hellen Sommerabenden, wenn sie der mütterlichen Pflegerin die Erlaubniß abgeschmeichelt, war ein einzig Mal dem Springbrunnen „gute Nacht“ sagen zu dürfen, lauschte Margarethe von ihrem Lieblingsplätzchen auf der Steinbank, der Nixe gegenüber, ob nicht Lautenklänge daherkommen vom Pavillon? Das Mondlicht spiegelte sich in den Fenstern des letzteren — glitt es an den Scheiben nicht wie Schatten vorüber? Dem Mädchen wurde es dann wohl bang zu Muth, daß sie auf und davon lief und nicht eher still stand, bis sie in dem erleuchteten, sicheren Gemach der Lieben war.

Nächst dem geheimnißvollen kleinen Hause auf dem Hügel übte Nichts einen mächtigeren Zauber auf das Pflgekind des Domherrn aus, als die Musik. Der alte Herr war selber ein eifriger Musikliebhaber und spielte häufig in den Abendstunden auf seinem Clavier. Während dann seine Schwester diese Zeit benutzte, um sich ungestört einem leichten Schlummer zu überlassen, saß die Kleine neben dem Spieler und verwandte kein Auge von seinen Händen. Er unterrichtete sie dann auch, als er diese ihre Neigung sah, selber auf das sorgfältigste in der Musik, und bald genug überholte die Schülerin ihren Lehrmeister, so daß er halb lachend, halb traurig erklärte: „Mein Kind, Du kannst Nichts mehr bei mir lernen, wir müssen uns nach einem andern Lehrmeister umsehen! Der Kanzler soll mir suchen helfen!“

„O nein! nur er nicht“, rief da Margarethe schauernd aus, „ich möchte Nichts nehmen, was aus seiner Hand kommt. Und Ihr mögt mir noch so sehr zureden, eher laufe ich in den Rhein, ehe ich ihm ein freundlich Wort gönne, dem Schändlichen, der es zugegeben, daß man seine eigne Frau als Hexe verbrannte! Ich weiß Alles; Brigitta hat mir's wohl erzählt.“

„Brigitta ist eine Schwägerin, die sich noch um den Hals reden wird, in diesen bösen Zeiten! Still um Aller Heilgen willen!“ flüsterte der Domherr ängstlich und legte seine Hand auf den Mund seines Liebings. „Du darfst ihr Nichts nachreden, Gretchen — bedenke, wenn es dem Kanzler zu Ohren käme, was Du von ihm geglaubt! Er ist ein großer und mächtiger Mann hier im Orte!“

„Wär' es nicht um Euretwillen, hätte ich's ihm längst ins Gesicht gesagt,“ fuhr das Mädchen fort, mit sanfter Gewalt sich strekend, „ich fürchte mich nicht vor ihm!“
 „Aber siehst Du denn nicht, thörichtes Kind,“ fiel das alte Weiblein fast zürnend ein, „daß er Dich lieb hat, und daß Du ihm machen kannst, was Du eben willst?“
 „Er soll mich nicht lieb haben; es ist eine Schmach für mich, daß er mich lieb hat, und ich hasse und verachte ihn, und wenn

Er meint, ich solle ihn zum Manne nehmen, den Elenden, der sein armes Weib dem Flammentode überlieferte, weil sie alt und krank war. O, verbietet ihm, zu Euch zu kommen, theurer Ohm!“ rief sie plötzlich in Thränen ausbrechend, in qualvoller Angst und faltete die Hände, „er bringt uns Alle ins Verderben.“
 Da zog die mütterliche Pflegerin das junge geängstigte Geschöpf überwältigt an ihre Brust und flüsterte ihr Trostworte ins Ohr und liebte sie in einem Athem, und der Dom-

rathen, er wußte längst das Gräßliche, dessen man heimlich einen der vornehmsten Männer der Stadt bezichtigte, wußte, daß eben dieser Mann die Augen auf sein reizendes Pflegekind geworfen habe und deshalb plötzlich im Hause des Domherrn fast täglich erschien, ohne daß dieser es wagen durfte, solchen Besuchen sich zu widerlegen.
 Die siebzehnjährige Mädchenrose, so still sie auch blühte, zog doch alle Augen auf sich. Wie viele zärtliche und bewundernde



Eine Herengeschichte. Zeichnung von Gabriel Max.

auf dem Heimwege von der Kirche allezeit neben mir hergeht und die Gassen vor allen Leuten und dann mit in unser Haus tritt, so möchte ich mich zu Tode schämen und fortlaufen, so weit ich meine Füße tragen.“
 „Du wirst Dich besinnen, Kleine,“ fiel der Domherr beizügend ein, „es scheint in der That eine väterliche Liebe, die zu Dir im Herzen trägt, Du bist aber noch zu jung, um der- gleichen recht zu schätzen!“
 „Nein, nein, das ist's ja eben, er hat ganz andere Gedanken!

herr legte rathlos die Hand auf den dunklen Scheitel Margarethens und ging zuletzt leisen Schrittes an das Instrument. Wußte er doch, daß Nichts seine Kleine schneller beruhigte, als die Töne.
 Am späten Abend dieses Tages wandelte er freilich noch Stunden lang auf und nieder in seiner Gelehrtenstube und dachte über die Worte des Mädchens nach, und eine unbestimmte, aber entsetzliche Furcht legte sich schwer wie ein eiskalter Stein auf seine Brust.
 Ach, es war Alles so, wie das junge Mädchen es ihm ver-

Blicke trafen sie, von denen sie Nichts sah, denn Niemand konnte sittiger über die Straße gehen, als eben Margarethe. Nur bei den Spaziergängen vor den Thoren, zwischen dem Domherrn und seiner Schwester daherschreitend, hob sie zuweilen die Wimpern und schaute fröhlich auf die grünen Bäume und Wiesen und auf den mächtigen Strom und erwiderte lieblich die Grüße der Vorüberwandelnden. Jeder kannte, Jeder liebte sie in seiner Weise; man nannte sie nicht anders, als das schöne Gretchen.
 Der andere Musik-Behrmeister war denn auch endlich ge-

Offenbach d. 30 May 1790.

Mein theurer würdiger Freund! Sie schreiben mir nichts wegen der uniform eines Jagdjunkers für meinen Franz, ich habe also Ursache zu vermuthen, daß dieser artikel mehr anstand findet als die ernste anstellung in dem Forstdepartement, und dieser anstand kommt gewiß weder von dem Edelgejagten Landesfürsten, noch von der aufgeklärten Fürstin, die wohl überzeugt sind, daß wo die Söhne und Enkel von Bankiers ihren vom Kaiser erhaltenen Adel geltend machen, wohl auch der Sohn eines Hof Canklers von Chur Trier, dessen Adelsbrief und rechte durch den Ritter Hauptmann von Kerpen und Ritter Rätthe anerkannt worden, sich neben sie stellen und dem edlen Fürsten als adeliger Jagdjunker dienen kann — Sagen Sie mir bei wem diese rechte bewiesen werden müssen, mein ältester Sohn (Fritz de la Roche) wohnte in Offenbach) will nach Darmstadt kommen und die Uniform bringen mit welchen er bei dem Regiment eintritt — wie mein Sohn Franz den Zutritt bei dem Churtrierischen Hof hatte — ich kann meinen Sohn nicht tadlen, wenn er die vom Kaiser erhaltene und von seinem Vater genossene Rechte auch genießen will, und der Hof vergiebt sich nichts, wenn Franz von Frank genannt de la Roche, die Ehre hat als adelicher Jagdjunker die uniform zu tragen und seinem Fürsten in dieser qualität zu dienen und Cour zu machen.

So geht es noch zwei Seiten fort — Franz, welcher in der Uniform eines adeligen Jagdjunkers Cour machen soll, ist Sophiens fixe Idee. In einem neuen Postscriptum erbetet sie sich: „wenn es meinem Franz zu was dient, so komme ich und erhalte wie mein ur ur Uhherr in einer Schlacht gegen die Türken dem getödteten Cornet die Standarte, welche man ihm nehmen wolte, entriß, die Stange brach und das Panier um den Leib knüpfte, und die Türken ihn mit dem Panier in Stücken hielten und deswegen der officier Gutermann nach seinem Tod in Ubel erhoben und seine Familie eine kaiserliche Standarte in das Wapen bekam: ach Freund! was ein Contrast — in Frankreich bringt Adel um Glück — u bey uns —“

Wir finden nicht angegeben, ob Sophie diese letzte — Verheißung oder Drohung? — wahrgemacht hat, wir lesen nur am 11. Juni: „Tausend, Tausend Dank Theurer unschätzbarer Freund! für Ihren letzten Brief und für alles was Sie für Franz und mich gethan haben übermorgen geh ich auf ein paar Tage nach Dieburg zu Hrn. von Groschlag welchem Sie so gütig, so vieles zuschreiben aber ich werde die Lebendige quelle die mich erquickt, nie gegen die Wasser Leitung vertauschen.“

Wenn der Freiherr von Groschlag wirklich ein so alter, lang bewährter Freund Sophiens war, wie man von ihm behauptet, so müssen wir bekennen, daß er hier etwas schöne abgefertigt wird; vielleicht hatte er sich wegen der Uniform nicht so außer Athem gesetzt, wie Peterjen. Dieser bekommt jetzt wirklich einige Ruhe, wenigstens was Franz oder vielmehr seine Uniform betrifft. Ueber ihn selbst kann sie nun einmal nicht ohne immerwährende kleine Beunruhigungen sein; auch erwähnt sie, daß sie ihm jetzt schon zum zweiten Male ihren nieerfüllten Lieblingswunsch, die Reise nach Italien, zum Opfer gebracht habe. Doch beschäftigt er sie nicht ausschließlich, er reist, und die große Angelegenheit ruht. Aber kaum ist er am 25. December zurückgekommen, so ist auch die unglückliche Uniformfrage wieder da, bringt die arm Sophie, welche gerade eins ihrer vielen Nervenleiden hat, von neuem in die größte Aufregung und treibt sie zu ihrem Nothhelfer Peterjen.

Offenbach d. 27 Xbr 1790

mein theurer würdiger Freund! ich laß Ihren schätzbaren Brief in meinem Bett, in welches mich ein neuer, obwohl schwacher anfall von neuen Fieber seit 5 Tagen gebannt hatte: heut bin ich aufgestanden theils weil ich besser bin, und auch weil ich Ihnen schreiben will und muß — wegen einem anliegen meines ich darf es sagen sehr rechtschafenen Franz.

Er ist seit 2 Tagen hier — etwas müde weil er von Berlin bis hierher ritt — Er ist — mein theurer Freund! wünschen Sie mir glück — Er ist was ich wünschte — in character, Kenntnissen und Ton des Lebens — Er verdient den Segen seines Vatters und den meinigen ganz — Er verdient die Gnade, und das wohlwollen des Edlen Fürsten welchem Er seine Dienste wehrt — er wird ein treuer guter Diener seyn. Hätte Er meine Philosophie, so würden seine wünsche nach dem Forst oder jagd junker Titel nicht so Eifrig gewesen seyn, aber da ich gewiß hoffen kann dieses soll von nun an sein größter Fesler gewesen seyn, so muß ich Sie bitten, mir und dem guten jungen Mann eine aufklärung zu geben — warum Herr von Busch bei dem ersten Brief ihn auf der adresse und dem inhalt Jagdjunker nannte — bey dem Zweyten aber nur Forst assessor — So wie die antwort des gnädigsten Landgrafen — und Ihre Benennung seines Namens in Ihrem letzten Briefe auch so ist, — da doch in der ersten theilnehmenden Freude Ihres freundschaftlichen Herzens Sie gentillhomme de Chasse auf die adresse an Franz geschrieben — als Sie mir auch meldeten, der Herr Landgraf habe diesen Wunsch gewährt.

Nun hat Franz sich gefreut, gerne seinen Lieutenants Rod und Gerechtfame an jedem Hof Zu erscheinen gegen die jagd junker uniform von Darmstadt getauscht, und ist in Berlin bey Hof — in Dessau bey dem Fürsten auf einer parforce jagdt — und überall mit diesem so sehr erbetteten character erschienen — Er war auch unter diesem, ihm so lieben Rahmen bey Fürst Hsenburg und Prinz Reuß — Sagen Sie mir um des Himmels willen haben Neider was daran geändert? soll Er diese zugesagte Gnade wieder verlohren haben — da ihm doch keine Eigenschaft dazu fehlt — Lieber Freund! legen Sie meine angst und meine Bitte Zu den Füßen der Frau Landgräffin, ich bin nicht wohl genug selbst zu schreiben — aber ich bitte aus dem innigsten meines Mütterlichen Herzens, um die erhaltung dieser Gnade, die mein Sohn, bei seiner gewiß untadelhaften ambition als Sporn gebrauchen wird um auf der Bahn eines Forst assessors um so nützlicher und Eifriger zu dienen.

Sie werden meiner schrift ansehen, daß ich wegen fieber und Bewegung Zittere — ich kann desswegen auch nicht von meinem lieben Stiff schreiben welches ich noch immer nach Wickenbach wünsche — die Damen sind jeto mit ihrem Director überspannt, der sie Zu allem führte was hindern konnte, daß sie aus dem Caspischen kämen — sonst wären auch ihre Saiten in etwas gelinder gespannt gewesen — aber davon ein anderMal.

Witten Sie die liebenswürdige Frau Landgräffin Schutzengel der Bitte meines Franz Zu sein — adieu thun Sie als Freund u anwald des guten Edlen jungen Mannes was Sie können — Sie machen dadurch mich eben so glücklich als den guten Franz. —

Sie schrie Margarethen nach, aber mit einer entsetzlichen Angst floh diese vor ihr her, und die Wolken alle nahmen Gestalt an, die Gestalt höhnlicher Kobolde und Dämonen. Alles wirbelte und kreiste um ihr und haßte nach ihr. Keine Flucht, keine Rettung gab's, als einen Sprung ins Ungeheure, einen Sprung aus den Wolken hinab in den gähnenden Abgrund, in dessen Tiefen der Ocean rauscht. — Sie sprang hinab. —

Mit einem Schrei erwachte sie. Ein trüber Tag schaute ins Gemach, am Lager Margarethens aber saß eine Nachbarin, mit einer Nachricht für die Erwachende, schrecklicher, als jener Traum. Daß der Italiener verhaftet und von Brigitte der Zauberei bezichtigt sei, daß der Ohm und die Mähme auf das Rathhaus wären, um von dem Kanzler —

Vom Kanzler!? Da gab es keine Gnade, keine Barmherzigkeit für Alessandro! Da konnte nur Eins ihn retten. Hastig kleidete sie sich an und stog aus dem Hause über den Markt, in das große finstere Gebäude, wo Gericht gehalten werden sollte über einen Unschuldigen, wo schon so zahllose Todesprüche von unbarmherzigen Lippen gefallen waren! In den Saal eilte sie — nur eine Gestalt erkannten die suchenden Augen — die geliebteste der Erde — bleich, doch hoch aufgerichtet und ruhig stand er vor seinen grausamen Richtern. — Ein Strahl flog von Auge zu Auge, dann hob Margarethe die Hand empor und rief: „Er ist unschuldig, ich allein verdiene Strafe, ich habe ihn verzaubert, durch einen Liebestrank — sein Haar trage ich auf meiner Brust — ich — ich bin eine Hexe!“ Und bewußtlos stürzte sie zu Boden. —

Und das Ende?
Nun, das meldet in einfach-entsetzlicher Weise wörtlich ein Brief wie folgt:

„Ihre fürstliche Gnaden hatten 70 junge Leute eingelegt, von welchen Einer ein ausgezeichnete Tonkünstler. Zwei Andere hat man aufgesucht, sind aber ausgerissen. Am Abend unserer lieben Frauen, am 7. September, ist ein Fräulein allhier, so den Namen gehabt, daß sie die Schönste und Züchtigste gewesen in der ganzen Stadt, von 17 Jahren, hingerichtet, welche von dem Domherrn selbst aufgezogen. — Einen Domherrn mit Namen Rotenhahn habe ich sehen enthaupen und vollends verbrennen. Studenten und Edelknaben von neun, zehn, elf, zwölf, dreizehn, vierzehn Jahren sind hier verbrannt. — Summa, es ist ein solcher Jammer, daß man nicht weiß, mit was Leuten man conversiren und umgehen soll.“

Andreas Heffelt, Vogt zu Hülfsrode
am 22. Dec. 1590.“

In dem Volke erzählte man sich, der Kanzler habe dem schönen Gretchen Befreiung anbieten lassen, wenn sie sein Weib werden wolle — sie aber habe nach dem Scheiterhaufen gerufen wie nach einem Geliebten. Am 8. September war von den Bewohnern des steinernen Palastes am Markte Keiner mehr am Leben.

Alt La Roche.

Von Ida von Nüringsfeld.

(Fortsetzung.)

Offenbach den 20 April 1790.

Gestern mein theurer edler Freund! erhielt ich Abends Ihren lieben Brief — Segnete Sie und danke Ihnen für alles was Sie in diesem entscheidenden moment des letzten besten glücks meines Lebens mir sind — Hier die Briefe, welche ich Ihrer güte und Ihrem Segen vertraue — Gott erfülle Ihre Wünsche und meine Bitten — doch erlauben Sie mir hinzuzusetzen, daß wenn Seine Durchlaucht meinen Franz damit begnadigen, daß Er auf die Adelige Bank bey dem Forstamt komme — Er kan mit Zeugnissen von der Ritterschaft beweisen, das er es Verdient und die Vorektern meines Namens schon unter den Ferdinanden in Adelsstand erhoben waren — Frank von Lichtenstein sich geschrieben und nur mein Mann den vom Großhofmeister Stadion ihm beygelegten Rahmen La Roche aus Liebe trug und behielt — Es ist an sich hebensache, aber meinem Franz doch sehr wichtig.

Sie sind meiner Seele willkommen und der Sonntag würde mir lieb sein, wenn auch Hofnung Wünsche und Furcht für Franz nicht vorausgegangen wären So würden Sie als Freund und als Mann dessen Character ich schon so lang verehere willkommen gewesen seyn — Der Himmel leite alles Zum Besten ich kann sonst nichts mehr sagen — aber die Asche des Vatters wurde durch die Hand belohnt, die den guten Sohn glücklich machte.

S. D. der Landgraf entschuldigt wohl das ich keinen Cankley Stil habe — und Sie helfen entschuldigen. Christiane werden Sie treffen bey Ihrer

Freundin La Roche.

Die Asche des Vaters mußte belohnt worden sein: Am 11. Mai meldet Sophie, daß eine kleine Anwandlung ihres letzten Nervenfiebers sie hindere, früher, als Donnerstag Abends ihre „Dankgelübde“ nach Darmstadt zu bringen. Den 27. Mai ist sie dagewesen und segnet zwei Seiten lang abwechselnd Peterjen, die Landgräfin und den Landgrafen, auf der dritten indessen ist sie wieder voll Unruhe. Den Platz hat Franz, aber wie soll er auf dem Platz gekleidet sein? Das ist die Frage, und Franzens Mutter mißbraucht das Frauenrecht zum Postscriptum und schreibt: „verzeihen Sie die erinnerung wegen erlaubnis die jagd uniform zu tragen — Es wird keine folgen zu Pretensionen haben — die ich mir wohl denken kann — aber mein guter Franz hofft nun in der officier uniform immer das recht und die Ehre Cour zu machen — ist Sohn eines Churtrierischen Cankler, der Vatter schon lang vom Keyser geabelt unter diesen Umständen kann ich meinen Sohn nicht Zanken u nicht tadlen — und mein Betragen in D — (Sophie hatte die Idee sich dort niederzulassen) soll einmal dieß von einer alten retirirten Frau seyn — die nichts als ruhe will, ich werde meinem Franz seinen Gang nicht erschweren — auf allen Fall könnte er im Forstwesen dienen u eine officier uniform tragen — à la Suite u gentillhomme du departement de la Chasse — car j'ose assurer quil ne seras jamais à Chasser.“

Wenn Sophie in Darmstadt nur Ruhe wolte, so ließ sie dagegen dem armen Peterjen keine, denn schon nach vierzehn Tagen kommt sie mit einer neuen, noch dringlicheren Petition an. Ihre Angst ist komisch, weil sie kaum größer sein könnte, wenn es sich um das ganze Heil des Sohnes handelte, anstatt bloß um eine Jagdjunkeruniform, und doch auch wieder hat die naive Confusion, in welcher der Brief geschrieben ist, etwas Rührendes: man sieht, wie ganz die Mutter sich mit dem Sohne in seinem Uniformsbedürfnis identificirt hat.

funden in der Person Alessandro Viola's. Als Margarethe ihn in der Kirche zum ersten Mal Orgel spielen gehört hatte, wandelte sie Tage lang wie eine Träumende umher. Später, als der junge Mann an dem Clavier des Domherrn saß und ihm Weisen, wie sie das Mädchen noch nie gehört, entlockte, da versteckte sie sich in den tiefsten Winkel, um die Thränen zu verbergen, die wider Willen aus ihren Augen brachen und über die blühenden Wangen stürzten. Wie durch einen Schleier sah sie dann das feine Gesicht von leicht gebräunter Farbe, die schön geschwungenen schwarzen Augenbrauen über den gesenkten Augen und die schlanken edlen Hände. Hatte er aufgehört zu spielen, so erschien er ihr plötzlich wie ein ganz Anderer, sie fürchtete sich dann nicht mehr vor ihm, sie wurde wieder heiter und zutraulich, setzte sich mit der Spinndel an die Seite ihrer Pflegerin und hörte zu, wie die beiden Männer über allerlei gelehrte Schriften redeten und die weltlichen und kirchlichen Kämpfe der ereignisreichen Zeit. Zuweilen richtete der junge Gast des Domherrn lächelnd auch ein Wort an sie, und sie stand ihm, zwar erröthend, aber doch in ihrer reizend kindlichen Weise Rede und Antwort. Ober er schilderte das Leben an dem Hofe des Herzogs von Ferrara und redete von der Macht der Musik, die dort gepflegt und geliebt werde wie eine seltene Blume.

Es währte lange, ehe Margarethe die Schem überwand, die Schülerin eines solchen Meisters zu werden; und wie fühlte sie sich dann doch so wunderbar gehoben, als sie dies Zagen besiegt hatte! Er aber staunte über ihr wunderbares Talent und war entzückt von ihrem regen Eifer und ihren raschen Fortschritten, und mit ihm der Domherr. Von nun an sang und klang es fast allabendlich in dem steinernen Hause. Der Kanzler fand sich zu allgemeinem Schrecken auch wohl hin und wieder mit der Bitte ein, Margarethen spielen zu hören; sie war aber niemals dazu zu bewegen, auch nur mit einem Finger die Tasten zu berühren.

So ging die Zeit hin, der Herbst zog vorüber, und der Winter wie der Frühling kamen und schwanden, und die Rosen standen in heller Blüthe. Man sah jetzt Alessandro wohl täglich im Hause des Domherrn, aber nicht allein am Clavier, sondern auch auf den verschlungenen Wegen des Gartens, neben den Frauen auf- und niederwandelnd, endlich auch allein mit Margarethen. Ach, unbemerkt über Nacht, unter all der Blumenpracht war auch die Liebe in ihren Herzen erblüht. Wie es gekommen, sie wußten es nicht; es war ihnen, als hätte sie keinen Anfang gehabt, wie sie auch kein Ende haben konnte.

„Das Ende würde Verzweiflung sein —
Kein, kein Ende — kein Ende!“

Längst hatten Beide ihr Geheimniß den treuen Pflegern gestanden und mit ihnen vereint über eine mögliche Zukunft voll Seligkeit berathen. Alessandro wolte zurückkehren nach Italien, die Geliebte sollte ihm mit ihren treuen Pflegern folgen in das Land des ewig blauen Himmels, fort, weit fort von hier, dahin, wo noch keine Rauchwolke eines Scheiterhaufens die Luft verpestete. O welche Pläne, welche Hoffnungen, welche Träume, welche heimlichen, beglückenden Vorbereitungen! Denn man mußte vorsichtig sein, sehr vorsichtig und durfte nur langsam die Entscheidung herbeiführen, der Domherr mahnte jeden Tag von neuem zur Bewahrung des gemeinsamen Geheimnisses.

Die Liebenden glaubten mit jener seltsamen Blindheit aller von Leidenschaft Befangenen, daß Niemand eine Ahnung haben könne von ihren Gefühlen für einander und von ihrer stillen Seligkeit. Den Talisman einer Locke des Geliebten trug Margarethe mit dem Bilde der todtten Mutter auf dem Herzen, und keine Augen, als die Augen der Engel sahen, wie heiß sie die goldene Kapsel küßte.

Alessandro's Phantasien auf der Orgel aber klangen immer zauberhafter, und wenn er spielte, war kein Platz in der Kirche leer. Und sie, an die er dachte, kniete in dem dunkelsten Winkel, das Antlitz in den Händen verbergend, mit hochklopfendem Herzen und verstand diese Sprache seiner Seele, und ihr junges Herz zitterte vor Glück.

Des Abends aber erwartete sie ihn an dem Gartenspörtchen, und ihr Athem stockte, wenn sie den Schlüssel klirren hörte, und sein Schatten auf die Schwelle fiel. Sprachlos hing sie dann in seinen Armen, zog ihn endlich hastig fort zu den Rosen des Springbrunnens, wo die weiße Nixe aus den Blüthen tauchte, oder zum Pavillon, wo sie in dem alten Sessel saß, und er zu ihren Füßen niederkniete. Leise schwebten süße, liebevolle, zukunftsfrohe Worte von Lippe zu Lippe, und über ihnen Beiden hing doch die schwere Brandwolke, und rings umher lauerte Ver-rath und Tod. Sie sahen Nichts — sie hörten Nichts — sie wußten Nichts.

Aber eines Abends — sie wandelten miteinander festum-schlungen dem Hause wieder zu — schrie plötzlich das Mädchen auf und barg ihr Gesicht an der Brust ihres Begleiters.

„Um aller Heiligen — was ist dir?“

„O Nichts, Nichts; es war ein Schreckbild, ein Traum!“

Aber er fühlte die zarte Gestalt in seinen Armen zittern.

„Was sagst Du? Sprich! Du ängstigt mich!“ hat er,

zärtlich zu ihr herabgebeugt, mit den Lippen ihr Haar streifend.
„Ich sah ein teuflisches Antlitz; es war, als ob er dort aus dem Gebüsch schaute!“ flüsterte sie ganz leise, schen wieder aufblickend.

Er ließ sie los und stürzte nach dem Gebüsch, das an den Garten des Nachbarhauses grenzte. Nichts war zu sehen, sie hatte geträumt, seine furchtsame Kleine! Sie selber lachte drinnen im hellen Zimmer bei den Lieben über ihre Angst. Der Abschied von Alessandro wolte heute kein Ende nehmen. Immer und immer wieder unklammerte sie seinen Nacken, mit fast erschreckender Leidenschaftlichkeit, und als endlich die Thür sich wirklich hinter seiner hohen Gestalt schloß, schrie sie laut auf.

In derselben Nacht nahm man den jungen Maestro gefangen, und im ersten Morgengrauen stand die alte Brigitte vor den Schranken des Gerichts, um wider den Bräutigam ihrer Herrin zu zeugen.

Margarethe lag im Schlafe zwar, doch war es kein ahnungsloser, erquicklicher Schlaf. Sie sah im Traum sich und den Geliebten durch einen wildrauschenden Strom getrennt, sehnend, aber vergeblich einander die Arme entgegenstreckend. Sie sah sich im Garten, und eckelhaftes Gewürm und Schlangen ringelten sich auf den Wegen, krochen aus den Büschen — todeserschrocken fand sie sich an der Brust Alessandro's, aber plötzlich war's nicht er, sondern der Kanzler — sie fühlte die Gluth seiner Blicke, seiner Lippe. — Wie sie mir im Nachtgewande war, riß sie ein Lafen an sich und hülfte sich ein und floh — der Sturmwind erfaßte sie, trug sie hoch in die Wolken, und sie eilte mit den Wolken. Aber durch das Heulen des Windes hörte sie ihren Namen rufen. Und sie sah Brigitte hinter sich, die alte häßliche Brigitte, ihre Karten in der Hand, die Zipfel ihres bunten Tuches als Flügel bewegend.

Sagen Sie — haben Sie bey Hof die schöne edition von ...

alten Hand von Sophie de La Roche. Nach all' der Noth athmen wir förmlich auf, wenn wir ...

Der Bräutigam aus Zufall.

Erstes Kapitel.

Unter den Damen, welche am Hofe Ludwig's XV. einen ...

Luisie von Nardillac war ebenso geistreich als schön. Sie ...

Zwei volle Jahre dauerte dies bereits — da kam doch end- ...

„Lydie,“ sagte sie zu ihrer Zofe und Vertrauten, nachdem ...

Der erste Ton dieser Worte überraschte die Kammerjungfer ...

Nach einigem Stillschweigen begann Frau von Nardillac mit ...

„Ist das möglich?“ rief Lydie, als ob sie da eine unglaub- ...

„Ach! mein liebes Kind, leider doch! In jenem Kästchen ...

Und Frau von Nardillac zeigte mit dem Finger auf ihre ...

„Hier?“ wiederholte Lydie, indem sie that, als begriffe sie ...

„Mein Gott, ja doch — sieh nur!“

Lydie erhob sich und betrachtete ganz nahe das Antlitz der ...

„Aber ich sehe wirklich Nichts,“ sagte sie. „Dann bist Du blind, Lydie, ganz blind!“

„Ohne Zweifel bin ich noch jung,“ versetzte Frau von Nar- ...

Frau von Nardillac fuhr mit leiserer Stimme fort: „Lydie, ...

Lydie schlug die Augen nieder, aber die Gräfin achtete schon ...

„Niemand soll sich dem Zufall überlassen, obwohl er manch- ...

Frau von Nardillac war wirklich um die Antwort verlegen. ...

„Aber sie sagte die Unwahrheit, und Lydie wußte das nur ...

„Ich verstehe wohl, daß die gnädige Gräfin vorsichtig sein müs- ...

„Den Herrn Chevalier von Etioles.“

Frau von Nardillac schien sichtlich erleichtert und antwortete ...

„Er ist fünf und zwanzig Jahre alt.“

„Ah! Du weißt so genau sein Alter?“

„Ja, ich habe ihn neulich darum befragt.“

„So unterhält sich Herr von Etioles mit Dir?“

„Mitunter, er ist ein so leutseliger junger Herr!“

„Und Du protegirst ihn?“

„Ich will ihm wohl, und wenn er so glücklich sein sollte, ...

„Wähige in Etwas Deine Gefühle für ihn! Ich wünsche ...

Lydie war erschreckt.

„Wenn die gnädige Frau wüßten, wie ich selbst hierbei so ...

„Nun genug von Deinem Chevalier! Du langweilst mich ...

„Aber ein Wort von Ihnen würde das Alles weit besser ...

„Nun wohl, so schwer es mir fällt, ich will ihnen schreiben ...

„Dem reichen General-Pächter? Er ist ja sechzig Jahre alt.“

„Ich nehme dieselbe nicht in Anspruch, Mademoiselle,“ rief ...

„Da also weder Chevalier von Etioles, noch Herr Simon ...

Frau von Nardillac erröthete jetzt bis an die Stirn.

„Kennst Du auch vielleicht das Alter des Herrn Marquis?“

„Ja, Frau Gräfin, er wird um Pfingsten acht und dreißig ...

„Wirklich? — Das überrascht mich — ich hielt ihn nicht ...

„Da hätte ihm wohl die Frau Gräfin das Alter eines Ge- ...

„Du bist thöricht, Lydie,“ erwiderte streng die junge Frau. ...

„Zum Glück verhinderte mich meine Thorheit nicht, den ...

„Findest Du das?“ warf Frau von Nardillac wie nach- ...

„Man hält ihn auch für sehr geistreich,“ fügte Lydie hinzu. ...

„Ja — ja —“ antwortete die Gräfin mit zunehmender ...

„Und freigebig.“

„Hat er Dir das bewiesen?“

„Ein einziges Mal.“

„Ist es lange her?“

„Es war am Morgen nach dem Tage, an dem er zuerst der ...

„Und Du erinnerst Dich noch seiner Freigebigkeit?“

„Ja, gnädigste Gräfin.“

„Das ist ja merkwürdig.“

Lydie fuhr fort: „Herr von Salbran kam an einem Don- ...

„Ja wohl, an einem Donnerstag, ich habe es nicht ver- ...

„Frau Gräfin haben ein gutes Gedächtniß,“ sagte Lydie mit ...

hinzuzusetzen: „Würden Herr Duclésieux und Herr Chevalier d'Etioles ...

„Leicht möglich, ich weiß es nicht mehr.“

Lydie betrachtete jetzt ihre Herrin mit ernsthaftem Gesicht. ...

„Nun?“ fragte Frau von Nardillac. „Du siehst doch nicht ...

etwa eine zweite Runzel?“

„Daran dachte ich nicht.“

„Woran denkst Du denn? Es scheint eine Sache von Wich- ...

tigkeit.“

„Erlauben mir die Frau Gräfin ganz offen zu sprechen?“

„Ich glaube, das thust Du bereits seit einer Stunde.“

„Nun denn! Ich weiß jetzt, daß Herr von Salbran Hoff- ...

„Ja, Du hast Recht, Lydie, sage ihnen in meinem Na- ...

„Aber ein Wort von Ihnen würde das Alles weit besser ...

Guten Morgen.

Munter.

Gedicht von H. Löwenstein, comp. von Heinrich Hofmann.

Gesang.



1. Nun rei - bet euch die Neuglein wach! Die Schwalben zwit - schern schon am Dach, die Ler - che singt schon in der Luft, sie singt schon in der Luft, die Ler - che singt schon in der Luft, die Tauben flat - tern aus dem Schlag, sie flat - tern aus dem Schlag, und Und sei - nen Mor - gen - gruß ent - beut vom Ihr wollt doch nicht die Leh - ten sein, doch nicht die Leh - ten sein?

Pianoforte.



Mor

leicht

rit.

1. Blu - me prangt in Thau und Duft. 2. son - nen sich im ros - gen Tag. 3. Thur - me weit - hin das Ge - läut. 4. sie - het auf und stimmt mit ein:

1-4. Gu - ten Mor - gen, Gu - ten Mor - gen!

Gu - ten Mor - gen!



pp

